Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenzehnter Jahrgang

Nr. 9 — Marburg i. H., den 26. Februar — 1903

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1650 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk., Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserats nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Lutherworte — Charakter — Weiterbildung der Religion — Zur Duellsache — Das Jesuitengesetz — Licht vom Osten. 3. Der Marktpreis der Sperlinge — Armenien und Deutschland — Verschiedenes: Der Trierer Schulkonflikt; Religiöse Reden (Reinkens); Zwölf Bußtagspredigten eines Landgeistlichen (Kohlhardt); Emil Frommel in Barmen und Berlin; The History of Sir Richard Calmady (Malet); Regine Vosgerau (Voigt-Diederichs); Freund Hein (Strauß); Zur Konfirmation; Kleine Mitteilungen; Das Handschreiben unsers Kaisers an Admiral Hollmann — Anzeigen

Lutherworte

Darum rate ich Niemandem, widerrate vielmehr Jedem den Eintritt in irgend einen Orden oder Priesteramt, wo er nicht mit dem Wissen gewappnet ist, daß er einsieht: die Werke der Mönche und Priester, wie heilig und hoch sie auch seien, stehn in Gottes Augen schlechterdings nicht höher als die Werke eines Bauern, der auf dem Felde arbeitet, oder eines Weibes, das den Haushalt besorgt, sondern bei Ihm wird Alles nach dem Glauben bemessen, wie Jeremia 5 sagt: „Herr, deine Augen schauen nach dem Glauben“, und Sirach 32: „Was du vornimmst, so vertraue Gott mit dem Glauben deiner Seele, denn das ist Gottes Gebot halten“. Ja er muß wissen, daß sogar häufig das geringe häusliche Werk einer Magd oder eines Knechts Gotte angenehmer ist als alle Fasten und Werke eines Mönches oder Priesters, wenn ihnen der Glaube fehlt.

De captivitate Babylonica ecclesiae praeludium. 1520

Charakter

Hebr. 13, 9

Die bösen Gedanken — könnte man sie doch nur mit einem scharfen Radiermesser ausradieren! Und die guten Gedanken — könnte man sie doch nur mit einem Hammer festigen, wie der Schmied das Eisen festigt! Das ist aber unmöglich, weil ein grundlegender Unterschied zwischen Gedanken und Eisen und Papier ist. Es ist eine Kluft befestigt zwischen dem Leben des Geistes und dem der Natur.

Und doch gelten auf geistigem Gebiete einige der Regeln, die auf dem der Natur gelten. Auch hier wird zur „Natur“, was oft geübt ward. Das Funktionelle wird organisch. Der Geist erspart sich bewußte Kraft, indem er Manches, was oft zu geschehen hat, dem Unbewußten zum Vollzug anvertraut. Kann so nicht auch das Gute zur zweiten Natur, zu einer Verrichtung des Unbewußten werden? Wir denken an das stehen gebliebene Lächeln mancher zu ewiger Freundlichkeit sich verpflichtet glaubender Menschen. Da ist das Funktionelle organisch geworden. So wollen wir es freilich nicht haben. Es soll diese zweite Natur nicht ein Ergebnis der Dressur, sondern der Arbeit an uns selber sein. Unter dem nachhaltigen Eindruck des Wohlgefallens an der Gestalt Christi oder eines seiner Jünger, in denen er uns grüßte, sollen wir uns an die Arbeit machen. Von Fall zu Fall sollen wir unsere spöttische Laune, die unfeinen Scherze, das scharfe Urteil unterdrücken und uns zu der gerade entgegengesetzten Handlungsweise zwingen. Dabei wird sich die unterdrückte Regung rächen, indem sie ein mächtig Geschrei über Heuchelei anstimmt. Aber indem immer neue Steine in der Flut verschwinden, erhebt sich allmählich das Fundament.

Auf diese Weise kann man Etwas erreichen. Man wundert sich später selbst, wie glatt es geht. Zur Ersparung von bewußter Kraft macht der Geist Vieles zur Gewohnheit. So bildet sich die Seele um. Wo große Zielgedanken mit der Begeisterung für eine Person erwachen, da entsteht die Freiheit, welche das festgewordene Gefüge der Seele sprengt. Aber Revolutionen werden auch wieder zu Staatsgebilden. Die Freiheit der Seele geht wieder über in Notwendigkeit. Feste Gedanken beherrschen das Ganze; nur ist es ein Zustand der Gesundheit und eines befriedigten Selbstgefühls.

Zur Festigkeit eines vom Schmied festgehämmerten Eisens kommt die Seele freilich nie. Immer wieder kommen Zuckungen und Aufstände an den überwundenen Stellen. Aber im Ganzen ist sie doch hart geworden. Der Charakter ist entstanden wie eine Naturgröße. Das ist geschehen unter dem göttlichen Eindruck des Guten. Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde, welches geschieht durch Gnade.

Niebergall

Weiterbildung der Religion

1

Dieses Wort hat offenbar nicht für alle unter uns, denen Religion eine ernste Sache ist, einen verletzenden Klang. Aber auf viele fromme Menschen wirkt es außerordentlich abstoßend. Es wird also eine gute Gelegenheit bieten, die Gegensätze zu beleuchten, die in jeder menschlichen Gemeinschaft mit dem Aufleben christlicher Religion entstehen müssen.

Wir reden nicht von denen, die sich an der Losung „Weiterbildung der Religion“ deshalb freuen, weil sie hoffen, was sich verändere, werde auch einmal vergehen. Nur an die denken wir, die mit uns der Ueberzeugung sind, das Ende der christlichen Religion werde auch das Ende der menschlichen Geschichte sein.

Unter diesen, den Christen, wird das Wort von der Weiterbildung teils mit Abscheu aufgenommen, teils mit freudiger Hoffnung. Beide Regungen können sehr wohl aus der Tiefe derselben Religion hervorgehen.

2

Daß wir die Religion weiterbilden sollen, muß uns als eine absurde Zumutung berühren, wenn wir daran denken, wie Gottesfurcht und Zuversicht zu Gott in uns entstehen. Wir

fürchten Gott als die geheimnisvolle Macht, die über unsere Existenz und in unserm Gewissen herrscht. Dennoch finden wir den Mut, in diesem Unsichtbaren die Liebe zu suchen, die uns aus der Vereinsamung rettet, aus dem Verderben der Seele. Dieses innere Leben haben wir uns nicht geben können. Thatsachen begründen es, in denen wir die Wurzeln einer wahrhaft menschlichen Existenz gefunden haben: die Unendlichkeit des Wirklichen, die ein ewiges Ziel setzende Kraft des Gewissens, Jesus Christus. In der Besinnung auf diese Thatsachen haben wir das Beste gewonnen, den Ernst und die Freudigkeit von Menschen, die wirklich leben können, in der Gegenwart leben und sich doch von ihr lösen können, weil sie in ihr eine Zukunft ergreifen, die sich nicht auslebt.

Zu dieser freien Zuversicht kommen wir freilich nicht ohne Anstrengung. Aber wenn wir uns anstrengen sollten, sie zu erwerben, ohne sie bereits zu besitzen, so würde etwas Unmögliches von uns verlangt. Wir können und sollen Nichts weiter fertig bringen, als die einfache Bereitschaft, auf die Sprache der Thatsachen zu horchen. Jene innere Sammlung wird von uns verlangt, in der wir uns ehrlich eingestehen, was wir uns schließlich allein als das Uebergewaltige in uns denken können, das alle anderen Erlebnisse umfaßt und in sich auflöst. Wie Alle, die darum wissen, daß sie sterben müssen, werden dann auch wir (zum Ersten) die eindringliche Sprache der Thatsache hören, daß wir in der Gewalt eines unbekannten Grenzenlosen sind. Mit allen sittlich Reifen werden wir (zum Andern) vor die Thatsache geführt, daß unser Wollen, wie unstät es auch hin und her fahren mag, doch durch unentrinnbare Gedanken in eine bestimmte Richtung gewiesen wird. In einem Menschen, der sich auf diese Grundzüge unserer Existenz besinnt, kann Religion entstehen. Er kann von der in der Welt schaffenden Kraft so berührt werden, daß das Bewußtsein, ihr völlig anzugehören, ihm eine Zuflucht aus allen seinen Kämpfen wird. Die Macht der sittlichen Gedanken über sein Wollen kann ihn so ergreifen, daß sie ihm der Ausdruck einer persönlichen Macht werden, der er sich selbst völlig unterwirft in freier Ehrfurcht. Wir sehen zwar die Notwendigkeit nicht ein, daß ein Mensch dieses innere Verhältnis zu der Macht über seine Existenz und über sein Wollen gewinnt. Der Mensch aber, bei dem das eintritt, wird diese Erhöhung seiner inneren Lebendigkeit der wunderbaren Kundgebung eines Verborgenen verdanken, einer Offenbarung Gottes. So ist es mit aller Religion, auch mit der christlichen.

Was so für uns in jeder Beziehung Gabe Gottes ist, können wir wohl kräftiger erfassen und verwerten wollen. Aber die Aufgabe können wir uns nicht stellen, es selbst weiterzubilden. Wenn trotzdem ein Christ von Weiterbildung der Religion redet, so denkt er an etwas Anderes.

3

Viele denken daran, daß die christliche Religion zwar nicht durch unser Vornehmen, aber durch Gottes Kraft weitergebildet wird. Er läßt neue Geister hervorquellen und läßt sie erfahren, was kein Auge gesehen, und kein Ohr gehört hat, und in keines Menschen Herz gekommen ist. Auch in jedem Einzelnen erweist er sich als der ewig Rege, wahrhaft Lebendige; wir hoffen auf neue Offenbarungen und empfangen sie, es geht von einer Herrlichkeit zur andern. Aber von jeher haben Christen die Meinung abgewiesen, daß damit dem ersten Anfang der christlichen Religion in der Menschheit und in dem Einzelnen etwas völlig Neues hinzugefügt werde. Gott läßt uns wachsen in dem, was er uns mit Jesus Christus gegeben hat, aber er führt uns nicht darüber hinaus.

Das berührt nun wohl Viele wie eine Formel, die aus dem Dogma von der Gottheit Christi abgeleitet ist. Aber für uns selbst erklingt darin die Erinnerung an das, was wir von Christus empfangen. Wir sehen uns, wie der Täufer Johannes, auf das hingewiesen, was Christus wirkt. Das überzeugt uns davon, daß wir keines Andern warten sollen, weil wir uns schämen müßten, Etwas für uns zu hoffen, das nicht aus dem erwüchse, was Christus wirkt.

Was wir Jesus verdanken, ist eine überaus einfache, aber unerschöpflich inhaltvolle Erfahrung. Indem wir ihn kennen lernen, begegnen wir einem persönlichen Geiste, der in uns Alles, was uns von ihm scheiden könnte, überwindet. Die Wahrheit und Kraft, mit der die Regungen seines Innern hinausdrängen in eine Welt voll Lüge und Ohnmacht, die Treue, mit der er seinen Willen, Menschen unserer Art mit sich zu verbinden und dadurch zu retten, der äußersten Probe aussetzt, verschafft uns das, was wir oft gesucht und nie erreicht hatten: ein reines Vertrauen zu einem geistigen Wesen von unleugbarer Wirklichkeit in dieser Welt. Während dieses Vertrauen durch die Kraft Jesu in unser Herz kommt, weicht in uns die Furcht vor dem Verhängnis, die Angst des bösen Gewissens, und die Freude an der Macht des Guten breitet sich aus.

Erleben wir das unter dem Eindruck der Person Jesu, so kommen wir aus der Vereinsamung heraus, die sonst immer das Ende unserer Wege ist. Wir sind nicht mehr verlassen, wenn wir seiner gedenken. Denn dann erhebt sich in uns die Zuversicht, daß der in ihm sich offenbarende gute Wille das allein Mächtige ist. Und wir selbst fühlen uns nicht von ihm geschieden, sondern ernst und freundlich umfaßt. Jenes Verlangen, es möchte einmal die tiefe Vereinsamung aus dem Grunde unsrer Seele hinweggenommen werden, ist aber das Verlangen nach Gott. Wenn uns das widerfährt, stehen wir vor dem Gott, der uns erlöst. Was der Name Gottes bedeutet, verstehen wir daher erst recht aus der Erfahrung dessen, was Jesus Christus uns anthut. In dem persönlichen Geiste, der uns aus unserer geheimsten Not erlöst, erkennen wir erst deutlich den allmächtigen Gott, der sich freien Zugang zu unsrer Seele schafft.

Das Vertrauen, worin wir uns von der Macht Jesu überwunden wissen, hat also die Bedeutung, daß wir darin die Nähe des Gottes erfahren, der unser Leben aus der Verderbnis unsrer Sünde rettet und wieder neu macht. In solchem Vertrauen sind wir auch mit dem Apostel davon überzeugt, daß Gott uns mit diesem seinem Sohne Alles schenkt. Wenn wir darüber hinaus in eine unbestimmte Zukunft blickten und uns eine solche Vorstellung von der Weiterbildung der Religion machten, würde sie doch ausdrücken, wir suchten etwas Höheres für uns als das Bewußtsein der Nähe Gottes und die Gewißheit göttlicher Vergebung. Wer aber nicht im Stande ist, in *dieser* Befreiung seines persönlichen Lebens den Zugang zu seiner ewigen Zukunft zu finden, hat überhaupt keine Zukunft. In der bloßen Vorstellung, daß wir etwas Höheres für uns erreichen könnten, scheiden wir uns vom Leben und entwürdigen uns selbst.

Etwas ganz Andres ist es, wenn wir der inneren Umwandlung durch Christus uns bewußt werden, und nun sehen, daß wir darin wachsen können ohne Aufhören. Immer von neuem werden wir durch die Fülle des Lebens überrascht, das darin seinen Anfang nimmt. Auf die Frage, ob wir auf neue Offenbarungen Gottes hoffen, antworten wir getrost: Gott offenbart sich uns täglich neu, deshalb nennen wir ihn den Lebendigen. Aber wir sehen seine Wunder nur mit gesammelter Seele. Für uns heißt das: wir sehen sie nur, wenn wir den Blick auf das geheftet halten, worin wir selbst die ewige Macht erkennen, auf das Gute; und wenn wir uns gegenwärtig halten, daß wir gerade dann ohne die Anschauung der einen Thatsache, der Person Jesu, in der Welt verloren wären. Wer so in Wahrhaftigkeit an Jesus Christus gebunden ist, gehört mit seinem Innersten zu der Schöpfung, in der kein Stillstand und Tod ist, sondern ein unablässiges sich Regen, Wachsen und Weiterkommen.

4

Aber dem Täufer sind doch damals nicht diese, sondern ganz andere Zeichen dafür genannt, daß er auf keinen Andern als auf Jesus warten solle. Müssen wir nicht vor allem an diese Zeichen glauben, bevor wir das Bekenntnis von Hebr. 13, 8 sprechen können?

Mit dieser Frage zeigt sich uns das, was an dem Christentum unsrer Zeit überwunden werden muß, wenn es nicht bloß als Kirche bestehen, sondern als Religion leben soll. Christ-

liche Religion ist nie in Menschen etwas Anderes gewesen als innere Verbindung mit Gott durch das, was sie selbst von dem persönlichen Leben Jesu gesehen hatten.

In der christlichen Gemeinde giebt es viele Wege, zu einer solchen Anschauung von Jesus selbst zu gelangen. Das Wichtigste ist die biblische Ueberlieferung von ihm und, als Mittel sie zu verstehen, der Verkehr mit gegenwärtigen Vertretern der Gemeinde, in der jene Ueberlieferung entstanden ist, also der Verkehr mit Menschen, die die Kraft Jesu zu ihrer Rettung erfahren haben und deshalb mit ihm gehen wollen. Durch diese Medien muß uns Etwas von der Herrlichkeit des persönlichen Lebens Jesu sichtbar werden; sonst haben wir Nichts, woran wir die eigentümlich christliche Anschauung von der Wirklichkeit Gottes gewinnen könnten. Wenn also im Christentum Etwas übermächtig wird, was die Menschen hindert, die Willensenergie, die aus dem Wort und Werk Jesu auf sie eindringt, wahrzunehmen, sie als ihr wichtigstes Erlebnis zu verwerten und daraus Trost und Kraft zu schöpfen, so ist das tiefe Verderbnis.

Gegenwärtig werden aber viele Christen durch eine uralte Mißbildung in diesem Bann gehalten. Weil wir die biblische Ueberlieferung zum Leben brauchen, verfällt man immer wieder darauf, sie zum Gesetz zu machen. Sie muß bewahrt, und die Menschen, denen sie helfen soll, müssen an sie gebunden werden. Es ist sehr verständlich, daß man sich das in der Christenheit vorhält und daran den Schluß knüpft: also muß man die Bibel zum unverbrüchlichen Gesetz machen; man muß glauben, was in der Bibel steht.

Diese Stimme der Gesetzeslehrer hört man weit und breit in allen christlichen Kirchen. Wenn sie sich allein damit binden wollten, so wäre das ihre Sache. Aber sie haben die Macht und reden dem christlichen Volke vor, ein solcher Gesetzesdienst sei Christentum. Es ist schlimm, daß Viele, die eine solche Art von Glauben ablehnen als etwas sittlich Unklares, nun meinen können, sie hätten den christlichen Glauben durch ihre sittliche Treue überwunden. Aber viel schlimmer kann es mit denen werden, die sich einem solchen Gesetze unterwerfen wollen. Ungefährdet sind sie nur, so lange sie damit nur ihre Pietät gegen die Bibel ausdrücken, die ihnen selbstverständlich ist, so lange sie alsdann die Bibel wirklich kennen lernen und zum Verständnis ihres Inhalts geführt werden. Denn wenn sie Jesus und Paulus verstehen lernen, entwachsen sie dem Gesetzesdienst jenes Glaubens, sollten sie auch nie dazu kommen, seine Formeln abzuwerfen.

Aber eine ungeheure Zahl derer, die äußerlich zu den evangelischen Kirchen gehören, befinden sich in einer andern geistigen Verfassung. Sie empfinden bereits eine starke Spannung zwischen vielen Vorstellungen, die ihnen in der Bibel begegnen, und der Denkweise, die sie selbst thatsächlich haben. Wenn solche Menschen jenem Gesetz gehorchen wollen, wenn sie also vorschriftsmäßig Alles glauben wollen, was in der Bibel steht, werden sie unwahrhaftig, also gottlos. Würden die Greuel eines solchen Gottesdienstes in unsern Kirchen irgendwo nur geduldet, müßten wir uns schon schämen. Aber es geschieht Schlimmeres: sie werden durch die Art, wie diese Kirchen den Glauben fordern, gepflegt als Mittel des Heils.

Davon müssen wir los. Die Kirchen haben kein Recht, eine Redeweise fortzuführen, die vielen ihrer Organe sehr bequem sein mag, auch einem Teil der Gemeinde keinen großen Schaden zufügen wird, aber den andern Teil entweder der Kirche entfremdet oder ihn sittlich ruiniert. Durch die Gewalt, die sie nach kirchlicher Anleitung ihrem Gewissen anthun, werden sie innerlich verhärtet, lieblos und gewaltthätig gegen Andere.

5

Wir müssen aber um so mehr verlangen, daß wir davon loskommen, weil wir den Weg sehen, auf dem wir zum Ziel gelangen können, ohne schwere Erschütterungen und ohne Verletzung des Teils der Gemeinde, dem die Formeln des Gesetzesdienstes nur dazu dienen, seine Pietät für die Bibel auszudrücken. Die Forderung, Alles zu glauben, was in der Bibel stehe, muß allerdings verstummen, wo im Namen der Kirche, d. i. der kirchlichen Anstalt, geredet wird. Denn soviel religiöses Verständnis muß von denen, die sie zum Reden beruft, verlangt werden, daß Niemand so im Namen Gottes reden kann. Dagegen soll man die biblische Ueberlieferung mitteilen und sich bemühen, sie den Menschen verständlich zu machen. Dann aber soll getrost an ihr Gewissen appelliert und ihnen gesagt werden, sie wüßten recht wohl, was ihnen aus den Worten der Schrift als unleugbare Thatsache und als unabweisbare Wahrheit entgegentrete. Indem wir sie auffordern, sich darauf zu besinnen und dabei zu verweilen, muten wir ihnen Nichts zu, was gegen ihr Gewissen ginge, und helfen ihnen zur Aufnahme der Saat, die von selbst erwächst und Frucht bringt, wo sie in Treue bewahrt wird.

Was sie aufrichtig hinnehmen können als eine sie überzeugende Macht, mag zunächst noch so wenig sein im Vergleich mit der Gedankenfülle des Neuen Testaments und der kirchlichen Verkündigung. Im Vergleich mit dem, was sie von sich allein aus denken können, ist doch das, was sie aus der heiligen Schrift empfangen, ungeheuer groß. Und sicherlich würden sich Unzählige in der Gemeinde herzlich freuen, wenn ihnen die grauenvolle Zumutung, das biblisch Ueberlieferte glauben zu sollen, und damit das Grauen vor der Bibel abgenommen würde, damit sie sie lieben können.

Vor Allem aber würde damit dem richtigen Verständnis der Religion die Bahn frei gemacht. In den evangelischen Kirchen wenigstens würde dann verstanden werden, daß Religion haben nicht heißen kann, daß man annehmen will, was einem Andere sagen, und wären diese Andere der Herr Jesus Christus selbst und seine Apostel. Man würde sich der heiligen Wahrheit freuen, daß wir nur dann mit Gott verbunden sind, wenn wir in der Besinnung auf Thatsachen, die uns selbst begegnet sind, der Macht inne werden, die alle Kräfte unseres Denkens, der Erkenntnis des Wirklichen und der sittlichen Gesinnung in ihren Dienst nimmt.

Wenn wir uns zu dieser Wahrheit durchkämpfen, so haben wir damit freilich nicht eine Weiterbildung der Religion selbst, sondern ihres Verständnisses. Aber das hat eine so unermeßliche Bedeutung, daß man Niemanden schelten dürfte, der es als eine Weiterbildung der Religion selbst empfände.

6

Wir haben erfahren, daß alle Erlebnisse, die uns einen Zugang zu Gott verschafften, schließlich aufgesogen wurden von dem Einen, daß Jesus in der Kraft seines persönlichen Lebens uns offenbar geworden ist. Es ist ein zweiter Schaden an dem kirchlichen Leben der Gegenwart, der der unsittlichen Glaubensforderung oder der Zurückverwandlung des Christentums in Gesetzesdienst wenig nachsteht, häufig sogar mit ihr verbunden ist, daß man im Namen der Wissenschaft erklärt: es sei unmöglich, sich die Person Jesu aus dem Gebiet des Unsicheren und höchstens Wahrscheinlichen herauszuheben, in dem sie durch die historische Forschung festgehalten werde. Wäre das wahr, so hätten wir freilich den Erlöser verloren. Aber daß es zu dieser Weiterbildung des Christentums in der nach Gott verlangenden Menschheit niemals kommen wird, auch dafür ist gesorgt durch die biblische Ueberlieferung von Jesus, gesorgt durch die Gewalt, die das darin ihnen erscheinende persönliche Leben auf Alle ausübt, die, als sie wissenschaftliche Forscher wurden, Menschen geblieben sind.

W Herrmann

Zur Duellsache

Man findet in Zeitungen, die das Duell unter gewissen Umständen vertreten zu müssen glauben, öfters Ausführungen, wie etwa diese. Das Duell sei von streng christlichem Standpunkte aus allerdings nicht zulässig, denn das Gebot laute im Neuen Testament unzweideutig: „Du sollst nicht töten.“ Aber ebenso sei auch geboten, dem, der den Mantel nimmt, auch den Rock zu geben; dem, der die eine Backe schlägt, auch die an-

dere hin zu halten; überhaupt dem Unrecht nicht zu widerstreben (Matth. 5, 39 f.). Also wer das Duell unbedingt verwerfe, weil es dem einen Gebote zuwider ist, der müsse auch die andern halten; und nur, wer auch mit diesen vollen Ernst mache, könne sich das Recht nehmen zu jener unbedingten Verwerfung des Duells.

Diese Auffassung, deren Spuren ich immer wieder in den angesehensten Zeitungen begegnet bin, bedarf dringend der Richtigstellung, wenn sie nicht verwirrend wirken soll. Sie scheint mir auf einem Mißverständnis dessen zu beruhen, was christliche Sittlichkeit ist, nämlich auf dem, als bestände die christliche Sittlichkeit in der Erfüllung von neutestamentlichen Satzungen, die man mehr oder weniger streng oder wörtlich verstehen könne. Aber über eine solche Auffassung müßten wir, wiewohl sie manchmal sogar von kirchlicher Seite gefördert zu werden scheint, doch hinaus sein und es wissen, daß die christliche Sittlichkeit auf einem einheitlich in sich geschlossenen Grundsatze ruht und nur dann ihres Namens wert ist, wenn sie aus ihm quillt.

Die Tötung eines Menschen ist nicht deswegen unchristlich, weil sich im Neuen Testament der Satz findet „Du sollst nicht töten", sondern deswegen, weil sie dem Grundgesetz der christlichen Sittlichkeit zuwider ist. Die Tötung oder Körperverletzung würde auch dann verwerflich sein, wenn jener Satz nicht im Neuen Testamente stände, wie ja sehr Vieles christlich-sittlich verwerflich ist, was im Neuen Testamente nicht ausdrücklich verboten ist. Andererseits kann unter Umständen Tötung und Körperverletzung, obwohl jenes Wort im Neuen Testamente steht, allerdings erlaubt, oder sogar notwendig sein, z. B. wenn die Obrigkeit tötet, der ja das Neue Testament trotz jenes Wortes das Schwert ausdrücklich in die Hand giebt, oder wenn der Arzt es thut, zu dessen Beruf sogar doch die Körperverletzung gehört; nur darauf kann es ankommen, ob das, was man thut, sich mit jenem Grundsatze verträgt, oder aus ihm folgt. Genau so verhält es sich auch mit den andern Geboten, soweit man sie als einzelne Satzungen betrachtet. Als Satzungen erfüllt können sie sogar der christlichen Sittlichkeit geradezu ins Gesicht schlagen; oder wäre der ein echter Christ, der dem Beleidiger die andere Backe hinhält, nur, um ihn noch mehr ins Unrecht zu setzen; der nachgiebt, nur, um den Andern zu noch größerer Frechheit zu reizen; der dem Unrecht nicht widerstrebt, aber nur in ohnmächtiger Wut, oder in schlauer Berechnung, oder in kalter Gleichgiltigkeit und Verachtung? Alles das kommt doch oft genug vor; aber alles das würde doch der christlichen Sittlichkeit zuwider sein, da solche Erfüllung jener Gebote wohl eine satzungsgemäße wäre, aber nichts gemein hätte mit dem einheitlichen Grundsatz der christlichen Sittlichkeit, nämlich dem der unbedingten Nächstenliebe. Mit jenen so schroff scheinenden Forderungen will Jesus, dem es gewiß am allerwenigsten um Satzungen zu thun gewesen ist, doch offenbar dies sagen, wie weit der Christ fähig sein soll, Unrecht zu leiden, ohne seine Liebe zu dem Verletzer ersticken zu lassen; und im Sinne Christi soll natürlich diese Fähigkeit noch viel weiter gehen, als er es dort, natürlich nur beispielsweise, sagt; sie soll grenzenlos sein. Christus selbst hat doch jene Forderung, als äußere Satzung verstanden, nicht unter allen Umständen erfüllt (Joh. 18, 23); daß er sie ihrem Geist nach erfüllt hat, das hat er gleich mit seinem ersten Worte am Kreuz bewiesen. Diese Fähigkeit, Unrecht zu leiden, ohne die Liebe zu verleugnen, ist aber, Gott sei Dank! auch unter den Menschen nicht so ganz selten. Wenn du z. B. Einen, der dich schwer beleidigt hat und dir heftig grollt, freundlich grüßest und ihm die Hand reichest, bietest du ihm da nicht die andere Backe auch dar? Du mußt da doch gewärtig sein, daß er dich mit neuen Beleidigungen zurückstößt. Oder wenn du Jemanden, der dich bestohlen und betrogen hat, in der Not unterstützest, giebst du ihm da nicht den Rock zu dem Mantel? Ich glaube, daß Mancher selbst schon so gehandelt hat, der die Erfüllung jener Forderungen des Herrn für so unglaublich hält, daß er damit die Verwerfer des Duells zu schlagen wähnt. Daß umgekehrt die Zurückweisung eines Beleidigers, besonders eines frechen, oder gewohnheitsmäßigen, und die Bestrafung eines Uebelthäters unter Umständen geradezu eine Forderung der Nächstenliebe sein kann und zwar nicht bloß der zu den andern Menschen, oder zu der großen Allgemeinheit, sondern auch der zu dem Uebelthäter selbst, das dürfte doch nicht schwer einzusehen sein; oder wäre es nicht allgemein anerkannt, daß es eine Liebespflicht z. B. der Eltern ist, ihre Kinder unter Umständen auch zu züchtigen? Es ist also ganz verkehrt und zeugt von wenig Verständnis für das Wesen der christlichen Sittlichkeit, wenn man denen, die das Duell vom christlichen Standpunkt aus verwerfen, jene Forderungen des Herrn als Satzungen entgegenhält, die sie auch nicht erfüllen.

Um einzelne Satzungen kann es sich dabei überhaupt nicht handeln. Auch das Duell kann auf christlichem Standpunkte nicht verurteilt werden wegen des fünften Gebotes als einer Satzung (wie es auf staatlichem Boden geschieht wegen des betreffenden § des Strafgesetzbuches), sondern nur aus dem einheitlichen Grundsatze der christlichen Sittlichkeit heraus. Das Duell würde trotz der Worte des fünften Gebotes zu Recht bestehen, so bald es mit diesem Grundsatze in Einklang gebracht werden kann. Aber dies kann es eben nicht, denn es beruht seiner Natur nach auf einer Gesinnung, die der Liebe entweder schnurstracks zuwider ist, oder mindestens sehr weit von ihr entfernt ist. Das Erstere ist thatsächlich der Fall, wenn das Duell gefordert wird von dem Verlangen nach Rache oder Vergeltung, oder von dem freveln Leichtsinne, der mit dem Leben spielen zu können meint. Das Andere ist der Fall, wenn man, vielleicht sogar wider das eigene Gewissen, unter dem Druck von Standesforderungen und Standesvorurteilen und dergleichen zum Duell schreitet. (Ich befürchte, daß dies bei Duellen öfters geschieht, als man weiß und denkt.) Der letztere Fall würde vom christlichen Standpunkte aus eine mildere Beurteilung rechtfertigen, denn die Durchbrechung solcher Standesforderungen und Vorurteile heischt von dem Einzelnen schwere Opfer, denen die sittliche Kraft oft noch nicht gewachsen ist. An sich verwerflich ist das Duell in diesem Falle, schon als wider das Gewissen gehend, ebenso, wie in jenem, nur daß dort die Verletzung des Sittlichen noch schroffer hervortritt. Solche Duelle kommen ja doch meistens nur zu stande, nachdem ein noch auf dem Kampfplatz gemachter Versuch der Versöhnung fehlgeschlagen ist, während eine der einfachsten Forderungen der christlichen Sittlichkeit Abbitte ist und von der andern Seite Vergebung. Diese ergiebt sich unmittelbar aus dem Grundsatze der Nächstenliebe, ja schon aus dem der Achtung vor der Persönlichkeit von selbst. Auch kann der Mensch durch Nichts sich selber höher ehren, als durch herzliche Abbitte gethanen und durch herzliche Verzeihung erlittenen Unrechts; mag man eine schärfere gesetzliche und besonders gesellschaftliche Ahndung der rohen und gemeinen Beleidigungen anstreben, so sollten wir doch auch danach trachten, daß in den Kreisen, in denen das Duell noch heimisch ist, der Sinn für diese wahre Ehre, der ja auch der Kaiser ausdrücklich das Wort geredet hat, gefördert werde. Unter solcher Einwirkung des christlichen Geistes, der sich durchaus nicht durch schroffe Satzungen kennzeichnet, sondern seinem ganzen Wesen nach Milde ist, würde das Duell verschwinden.

Will man von der andern Seite diesen Ausführungen entgegenhalten, daß man jene Forderungen Jesu doch nicht als gesetzlich-buchstäbliche Gebote, sondern ihrem Sinn und Geiste nach meine, aber nun erst recht frage, ob sie denn so von allen den Gegnern des Duells erfüllt würden, so antworte ich ohne Zögern „Nein"; ganz erfüllt werden sie gerade so wohl von Niemandem. Denn gerade so gehören sie mit zu der Aufgabe, an der der Christ täglich ringt und arbeitet, und hinter der er immer noch zurückbleibt. Aber hinter der Aufgabe zurückbleiben, das ist doch etwas ganz Anderes, als dies Zurückbleiben billigen und rechtfertigen, wie man es mit dem Duell thut. Der einzelne Mensch mag der Versuchung zum Duell unter Umständen erliegen, und es wäre unchristlich, ihn deswegen ohne weiteres zu verurteilen, soweit das nicht Sache des Gesetzes im Staate ist, aber ebenso unchristlich würde es sein, das Duell selbst nicht zu verurteilen, sondern zu billigen und zu rechtfertigen. Das Recht zur Verurteilung des Duells

wie irgend eines anderen, dem Geiste des Christentums widersprechenden Verhaltens steht nicht bloß denen zu, die selber in christlicher Sittlichkeit vollkommen sind, sondern Jedem, der sich überhaupt auf den christlichen Standpunkt stellt, nur daß er dann natürlich auch jedes Unrecht, jeden Fehler an sich selbst verdammen muß, wie es der echte Christ auch ganz gewiß in allererster Linie thut. Waldemar Meyer

Das Jesuitengesetz

Die langwierigen Kämpfe um Aufhebung oder Fortbestand des Jesuitengesetzes sind zu einem vorläufigen Abschluß gelangt. Nach der bekannten Erklärung des Reichskanzlers im Reichstage besteht kein Zweifel mehr darüber, daß der die freie Bewegung der einzelnen Ordensmitglieder beschränkende § 2 demnächst fallen, der die Ordensniederlassungen verbietende § 1 dagegen aufrecht erhalten werden wird.

Wie werden wir, die Freunde der Christlichen Welt, uns zu der neu geschaffenen Lage stellen? Eine ganz einheitliche Stellungnahme ist kaum zu erwarten; vielleicht wird aber ruhige Besprechung die Klärung und gegenseitige Annäherung der Meinungen fördern.

Bisher prävalieren unter den protestantischen Stimmen, die in die Oeffentlichkeit gelangten, zwei — in verschiedenen Richtungen — radikale Anschauungen. Die einen verurteilen auf das entschiedenste die zugestandene „Abbröckelung" vom Gesetz und erheben gegen die Regierung bittere Vorwürfe wegen ihrer wiederum bewiesenen Schwäche gegen die ultramontanen Ansprüche; die anderen dagegen halten das Gesetz, insbesondere nach der nun eingetretenen Abschwächung, für unhaltbar und wertlos; sie wollen die vollständige Aufhebung mit Resignation gewärtigen. Dagegen findet der offenbar von der Mehrheit im Bundesrat eingenommene Standpunkt, nach welchem § 2 fallen, § 1 aber mit Entschiedenheit festgehalten werden soll, bisher wenig Zustimmung. Der Herausgeber der Christlichen Welt wolle einem Mitarbeiter, dem seit langen Jahren gerade diese Lösung als die — nicht vorübergehend, sondern dauernd — richtige erschienen ist, gestatten, die für sie bestehenden Gründe kurz darzulegen.

Das Schicksal des § 2 war von dem Augenblick an besiegelt, wo das Sozialistengesetz aufgehoben wurde und im Zusammenhang damit die Ueberzeugung allmählich in Deutschland durchdrang, daß es unzulässig sei, die bürgerlichen Rechte des Einzelnen wegen seiner politischen Ansichten, ja auch wegen seiner Zugehörigkeit zu bedenklichen politischen Vereinigungen, zu beeinträchtigen oder aufzuheben, so lange dieser Einzelne keine gesetzwidrigen Handlungen begeht. Man hat auch die Erfahrung gemacht, daß den bekämpften Meinungen durch Verfolgung nur Vorschub geleistet wird. Wir Freunde der Christlichen Welt sind in unsrer überwiegenden Mehrzahl Anhänger einer friedlichen, nicht auf Repression ausgehenden Sozialreform im Sinne der Bestrebungen des Evangelisch-sozialen Kongresses und als solche Gegner jedes Zuchthausgesetzes, Sozialistengesetzes 2c. Wir müssen daher konsequenter Weise auch Gegner des jetzt aufzuhebenden § 2 des Jesuitengesetzes sein, der die bürgerlichen Rechte der einzelnen Jesuiten stark einschränkt; es ist unlogisch, wenn vielleicht einige von uns, die durch Lebensführung oder Studium in den sehr berechtigten Kampf zur Abwehr ultramontaner Uebergriffe hineingeführt worden sind, diese Folgerung nicht ziehen.

Ganz anders aber steht es meines Erachtens — und hier werden vielleicht die Meinungen unter unsren Freunden viel weiter auseinander gehen — um die Frage, ob Ordensniederlassungen der Jesuiten in Deutschland zu dulden seien oder nicht. Hier steht nicht die Frage der Freiheit des Individuums im Vordergrund, sondern die der möglichen Gefahren einer machtvollen Organisation für die Gesamtheit. Es ist, vom Jesuitengesetz ganz abgesehen, öffentliches Recht in allen Bundesstaaten und beruht auf dem geschichtlich überkommenen komplizierten Verhältnis von Staat und Kirche in Deutschland, daß es den Regierungen zusteht, Ordensniederlassungen zu gewähren oder zu untersagen. Der deutsche Staat, wie er heute ist, kann unmöglich Organisationen, die so tief in das geistige und wirtschaftliche Leben der Nation eingreifen wie die Klöster, volle Freiheit gewähren, ohne sich um ihre Ausbreitung zu kümmern; er kann es am wenigsten, wenn es sich um Niederlassungen handelt, die den Unterricht der Jugend betreiben, wie beim Jesuitenorden. Hier überwiegen die Interessen der Gesamtheit in einem Maß, daß die Rechte und Interessen des Einzelnen davor zurücktreten müssen.

Nun läßt sich sehr wohl sagen, das klösterliche Leben, als die kirchlich anerkannte höhere Stufe der katholischen Frömmigkeit, sei ein integrierender Bestandteil der kirchlichen Institutionen, und es entstehe ein fühlbarer religiöser Druck, wenn man denen, die sich dazu berufen erachten, die Möglichkeit entziehe, in ihrer Heimat ein solches Leben zu führen. Diesem Standpunkt entsprechend haben diejenigen deutschen Staaten, die Katholiken in größerer Zahl enthalten, die Erhaltung oder Errichtung von Klöstern in größerer oder geringerer Zahl gestattet, verlangen aber die staatliche Genehmigung für jede neue Niederlassung; nur Württemberg und Baden schließen bisher die Männerklöster völlig aus. Das drohende Beispiel Spaniens, wo mehr als ein Viertel des gesamten Grund und Bodens den Klöstern gehört, deren Ueberwuchern den allgemeinen Niedergang wesentlich mit verschuldet, wird hoffentlich unsere deutschen Regierungen allezeit verhindern, aus Schwäche gegenüber dem mächtigen Zentrum eine übergroße Zahl von Ordensniederlassungen zu gestatten.

Bei diesem gemeindeutschen Rechtszustande, der die Klöster nicht grundsätzlich ausschließt, wohl aber die Entscheidung über die Gestattung jeder klösterlichen Niederlassung den Regierungen der Einzelstaaten zuweist, wirft sich nun die doppelte Frage auf: Besteht ein innerer Grund dafür, die Jesuiten (und die ihnen nahe verwandten Orden) anders, ungünstiger zu behandeln als die übrigen katholischen Orden? Ist es notwendig, die Entscheidung dieser Frage den Einzelstaaten zu entziehen, sie durch ein Reichsgesetz zu regeln?

Ich bejahe beide Fragen mit Entschiedenheit, und zwar aus folgenden Gründen.

Für unser religiös gespaltenes Volk ist die konfessionelle Zwietracht gefährlicher als für irgend ein anderes; sie ist es um so mehr, weil die Konfessionen nicht etwa im ganzen Reich gleichmäßig vertreten sind, wir vielmehr katholische und protestantische Landesteile haben, so daß die partikularistischen Animositäten die konfessionellen benutzen und verstärken. (Man denke nur an Altbayern!) Um so bedenklicher ist es, einem Faktor den Wiedereinzug zu gestatten, der unzweifelhaft in der Richtung des konfessionellen Kampfes in seiner schroffsten Form wirken wird. Der Jesuitenorden ist von seinem gewaltigen Begründer geschaffen worden als Kampfwerkzeug gegen den Protestantismus; er hat diesen Kampf nicht nur mit geistigen Waffen geführt, vielmehr ist er allezeit, und oft mit Erfolg, bestrebt gewesen, auch die äußeren Waffen der von ihm beeinflußten Mächte gegen die Ketzer in Thätigkeit zu setzen. Unser durch den dreißigjährigen Krieg auf viele Menschenalter hinaus verwüstetes Vaterland weiß mehr als irgend ein anderes Land davon zu erzählen; die Erinnerung daran ist bis heute unvergessen. Auch weiß man, daß Gesinnung und Ziele gerade der Jesuiten vom Wechsel der Zeiten unberührt geblieben sind: sunt ut fuerunt. Deshalb würde die Neuerrichtung der Jesuitenklöster, wie die aggressive Kampfeslust auf katholischer Seite, so das berechtigte Mißtrauen, die erbitterte Feindschaft auf der protestantischen fördern. Ganz besonders aber würde die Hauptthätigkeit des Ordens in der Neuzeit, nämlich die Errichtung und Leitung höherer Unterrichtsanstalten, gemeinschädlich wirken. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß am Tage, an dem das Reichsgesetz fiele, der Orden in Bayern, wo ja das Zentrum die stärkste Macht ist, die Genehmigung zur Errichtung eigener Gymnasien mit Internat erbitten und erhalten würde; die Zeugnisse dieser Gymnasien müßten, sobald sie den bayrischen Bestimmungen genügten, auf Grund der bestehenden Vereinbarungen in ganz Deutschland als vollgültig angenommen werden. Der Grund, wegen dessen bisher der deutsche Zuzug in

ausländischen Jesuitengymnasien, z. B. Feldkirch, nur gering sein konnte, nämlich die Unverwendbarkeit der dortigen Zeugnisse in Deutschland, wäre fortgefallen, und sofort würde die Geistlichkeit im ganzen Reich mit allen den bekannten ihr zu Gebot stehenden Mitteln zahlreichen Eltern, namentlich den bemittelteren, den Entschluß aufnötigen, ihre Söhne nur noch den Jesuitenschulen anzuvertrauen. In wenigen Jahren würde das Ziel erreicht sein; ein sehr erheblicher Bruchteil unsrer katholischen Jugend würde, abgeschlossen von allen nicht-ultramontanen Einflüssen und Verbindungen, in einem ganz gewiß nicht deutschen und nicht dem konfessionellen Frieden förderlichen Sinn erzogen werden. Aufhören würde für weite Kreise die im nationalen Interesse so erfreuliche Mischung der Konfessionen auf den Schulbänken unserer Gymnasien, die in so mancher dort für das Leben geschlossenen Freundschaft das gegenseitige Verständnis anbahnt und den Frieden fördert.

Die hier geltend gemachten Gesichtspunkte sind nicht evangelisch-kirchliche, sondern deutsch-nationale. Die evangelische Kirche soll stets nur die Freiheit ihrer eigenen Verkündigung und sonstigen Bethätigung vom Staat beanspruchen, nicht aber die Einschränkung der Freiheit der ihr feindlichen Faktoren, und es erscheint deshalb durchaus verkehrt, wenn evangelisch-kirchliche Körperschaften in die Frage, ob diese oder jene katholische Organisation zugelassen werden soll, direkt eingreifen. Der Staat ist es, dem die Entscheidung darüber zusteht, welche Beschränkungen der Entfaltung der Thätigkeit der einzelnen Kirchen im Interesse des konfessionellen Friedens, also zum Besten der Gesamtheit, aufzuerlegen sind. Nicht als Glieder der evangelischen Kirche, die möglicherweise im Streit ebenso gut oder besser gedeiht als in bequemen Friedenszeiten, müssen wir der Gestattung jeder Niederlassung des Jesuitenordens widersprechen, sondern als Staatsangehörige, als Deutsche. Das grundsätzliche Recht dazu giebt auch dem Anhänger ungeschmälerter religiöser Freiheit die wohlbegründete Ueberzeugung, daß in diesem Punkt ein Lebensinteresse der ganzen Nation besteht, dem die Wünsche eines Teils sich unterordnen müssen. Die politische Notwendigkeit der Versagung aber erscheint um so zweifelloser, weil es sich nicht nur um ferne mögliche Gefahren, sondern — wie dargelegt — um eine ganz bestimmte einschneidende Bedrohung unseres deutschen Kulturlebens handelt.

Die Frage, welches Verhalten die veränderte Situation uns auferlegt, wäre hiernach so zu beantworten. Wir wollen den § 2 des Gesetzes, der sicher fällt und zu fallen verdient, nicht nachtrauern, dagegen für die wichtige und wertvolle Aufrechterhaltung des § 1 mit vollem Nachdruck eintreten. — Auch für diejenigen aber, die den § 2 ungern fallen sehen, ist die Politik der Verstimmung und des Kleinmuts, die nun auch den Rest des Gesetzes für wertlos oder mit Rücksicht auf die Schwäche der Regierungen für unhaltbar erklärt, ganz gewiß die verkehrteste.*) Friedrich von Oertzen

---

Licht vom Osten

3. Der Marktpreis der Sperlinge**)

Um seine Jünger für ihre gefahrvolle Arbeit in der Welt mit dem Gottvertrauen zu wappnen, das ihn selbst erfüllt, mahnt der Herr (Matth. 10, 28 ff.):

> Fürchtet euch nicht! . . . Verkauft man nicht zwei Sperlinge um ein Aß? Und doch fällt nicht ein einziger von ihnen zur Erde ohne euren Vater. Bei euch aber sind selbst alle Haupthaare gezählt. Darum fürchtet euch nicht, denn ihr seid mehr wert, als viele Sperlinge.

Der Evangelist Lukas (12, 6) hat das Wort von den Sperlingen in einer etwas anderen Fassung überliefert:

> Verkauft man nicht fünf Sperlinge um zwei Aß?

Sachlich ist die Differenz beider Fassungen, obwohl die Gleichung $2 : 5 = 1 : 2$ mathematisch nicht stimmt, ganz unbedeutend; denn mit der steigenden Zahl der verkauften Stücke vermindert sich der verhältnismäßige Preis des einzelnen Stückes; wir würden sagen: im halben Dutzend bekommt man die Tierchen etwas billiger. Es ist recht wohl möglich, daß Jesus den so besonders volkstümlich empfundenen Analogieschluß a minori (von den kleinen Sperlingen) ad maius (auf die so unendlich viel wertvolleren Menschen) in verschiedener Fassung öfter wiederholt hat, daß also beide Fassungen auf ihn selbst zurückgehen. Mag dem sein, wie ihm wolle, jedenfalls lehrt uns das Wort von den Sperlingen — abgesehen natürlich von dem Einfachen, dem gewaltigen „Fürchtet euch nicht!“ — ein Dreifaches:

1. Sperlinge waren im Altertum ein ganz billiger Marktartikel, eine Speise für den kleinen Mann;

2. man verkaufte sie auf dem Markt entweder im Paar oder zu Fünfen auf einmal, das Paar wird die kleinste, die Fünfzahl die nächst höhere Verkaufseinheit gewesen sein;

3. der Marktpreis war zur Zeit Jesu für das Paar 1 Aß = etwa 5 Pfennige nach unserm Geld, für fünf Stück 2 Aß = etwa 10 Pfennige.

Fast genau dieselben drei Beobachtungen gestattet uns ein vor einigen Jahren gemachter Inschriftfund. Man kannte längst den Wortlaut eines hochbedeutsamen handelspolitischen Gesetzes des Kaisers Diokletian, des sogenannten Maximaltarifs, durch Inschriftenfunde zum größten Teil. Alle möglichen Handelsartikel sind in diesem Tarif aufgeführt, und bei jedem Posten ist der Preis angegeben, der im Verkauf höchstens gefordert werden darf. Die Historiker der römischen Kaiserzeit sind über den eigentlichen Zweck dieses Tarifs nicht alle derselben Meinung; wir können aber diese Frage auf sich beruhen lassen. Für uns ist interessant, daß 1899 ein neues in Aigeira entdecktes Fragment des Diokletianischen Maximaltarifs publiziert worden ist (in der Athenischen Zeitschrift Ephemeris Archaiologike 1899, S. 154), auf dem der Maximalpreis der Sperlinge überliefert wird. Das Fragment ergiebt für das Ende des dritten Jahrhunderts nach Christus Folgendes:

1. Von allen eßbaren Vögeln sind die Sperlinge die billigsten; sie sind billiger als z. B. die Drosseln, Feigenfresser, Staare.

2. Die übliche Verkaufseinheit war die Dekade; das scheint bei kleinen Tieren überhaupt die Normalzahl gewesen zu sein (vgl. unser Dutzend); der Tarif giebt z. B. auch die Preise für 10 Drosseln, 10 Feigenfresser, 10 Staare.

3. 10 Sperlinge dürfen nach dem Tarif höchstens 16 „Denare“ kosten. Unter diesen „Denaren“ sind nicht die alten Silberdenare zu verstehen, sondern neu geschaffene Kupferdenare, deren Wert Theodor Mommsen (Hermes 1890, S. 17) und Salomon Reinach (Revue numismatique 1900, S. 429 ff.) übereinstimmend auf $1^{4}/_{5}$ Pfennig ($2^{1}/_{4}$ Centime) unseres Geldes berechnet haben. Also war der Marktpreis einer Dekade Sperlinge auf höchstens 29 Pfennige unsres Geldes festgesetzt.

Nach dem Worte Jesu kostete in seiner Zeit eine halbe Dekade Sperlinge ca. 10 Pfennige, die ganze also ca. 20 Pfennige. Berücksichtigt man den für die Erklärung einer Preisdifferenzierung ja weitaus genügenden Zeitunterschied von über zweihundert Jahren, sowie den Umstand, daß es sich bei Diokletian um einen Maximalpreis handelt, so wird man nicht in Abrede stellen können, daß das Wort Jesu aus einer richtigen Beobachtung der Verhältnisse des alltäglichen Lebens stammt.

Darum ist es wohl kein Spiel mit Pfennigen, was wir getrieben haben, sondern ich denke, das Dokument des Kaisers Diokletian wirft einen Lichtstrahl auf eines der herrlichsten Jesusworte.

Auch in den Kleinigkeiten ist Jesus groß. Den sicheren Blick für die Wirklichkeit, der sich so unzählige Male in den

---

*) Die Christliche Welt steht einer weiteren Diskussion über das Jesuitengesetz offen. Bedingung ist nur, daß wirklich Erhebliches gesagt wird und auf knappstem Raume. D H

**) Vgl. Jahrgang 1900, Nr. 12 und 13. Nach längerer Unterbrechung nehme ich die früher begonnenen kleinen Mitteilungen hier wieder auf. Sie sind formell so gehalten, daß auch der gebildete Laie sie versteht; für die Fachgenossen, die den Sachen nachgehen wollen, sind die Quellen mitgeteilt. Wo die Bibelzitate von Luthers Uebersetzung abweichen, sind sie genau nach dem Urtext übersetzt, meist im Anschluß an Weizsäckers Neues Testament. D B

Gleichnissen der Evangelien bewährt hat, verrät auch das Wort von den Sperlingen. Man hat dem Apostel Paulus vorgeworfen, er habe sich (Römer 11) in dem Bilde des auf den edlen Oelbaum eingepfropften wilden Reises vergriffen, — nicht mit Recht; der Vorwurf ist unbegründet, weil Paulus hier gerade etwas eigentlich Unnatürliches demonstrieren will —; aber der Großstädter Paulus hat doch nicht das großartig naive Verhältnis zur Natur gehabt, das wir bei Jesus, dem Kinde des Landes, finden, sonst hätte er den letzten Satz von 1. Kor. 9,9 nicht geschrieben. Jesus ist großgeworden bei kleinen Leuten. Darum fesselt es sein Interesse, wenn er auf dem Markte steht und zusieht, wie eine arme Frau die Kupfermünzen nachzählt, ob sie vielleicht noch fünf oder zehn Sperlinge mitheimbringen kann. Die armen, die armseligen Tierchen, die da so massenhaft in den Käfigen des Verkäufers herumflattern! Für wenig Geld kann man viele haben, so wertlos sind sie. Und doch war jedes einzelne von ihnen der Liebling des himmlischen Vaters. Wieviel mehr wird Gott sich des Menschen annehmen, dessen Seele mehr wert ist als die ganze Welt!

Adolf Deißmann

Armenien und Deutschland

Vielleicht ist es wieder an der Zeit, die Leser und Freunde der Christlichen Welt daran zu erinnern, daß die armenische Frage, an der wir vor einigen Jahren alle so lebhaft teilnahmen, immer noch keinen Abschluß gefunden hat, ja ihrem Wesen nach heute noch auf demselben Fleck steht wie damals. Wir sind einig darin, daß, wenn es heißt „armenische Frage“, damit kein politisches Problem, sondern eines der Sittlichkeit, allerdings der politischen Sittlichkeit gemeint ist, in dem Sinne, daß jeder von uns sich für die Handlungen mit verantwortlich fühlt, die im Namen der Nation aus den Interessen der Staatsnotwendigkeit fließen. Ich habe von Armenien mehr gesehen als Andere, wenigstens soweit Leute in Betracht kommen, die darauf Anspruch machen, daß man ihr Urteil beachtet. Dazu kommt, daß ich das Land unmittelbar nach den Massakres besucht habe; auch bringt es die Natur der Dinge mit sich, daß dort, wo sich einmal über ein Thema ein gewisses Maß von Erfahrungen angesammelt hat, Weiteres zufließt. Ich kann daher versichern, daß von einem erheblichen Nachlassen der seit Jahren in Armenien vorhandenen Not noch nicht die Rede ist.*)

Das letzte „armenische Ereignis“, das Attentat auf den Patriarchen Ormanian in Konstantinopel, ist wieder vielfach ausgebeutet worden, um das Armeniertum als solches zu diskreditieren. Mit Unrecht. Ormanian ist eine jener Naturen, die ihre Erfolge im Vermitteln haben, kein Kämpfer und Prinzipienreiter, aber ein gebildeter Mann, dem für sein Volk der Sperling in der Hand besser ist, als die Taube auf dem Dache. Wenn es ihm gelang, durch Pflege guter Beziehungen mit dem Palais hier und da einen kleinen Vorteil zu erreichen, eine Maßregelung abzuwenden, so glaubte er, das erstreben zu sollen. Unter den jugendlichen Fanatikern, die absichtlich in den Wunden des Volkes wühlen, damit sein Geschrei vor Europa nicht aufhöre und die jetzt überdies durch die den Mazedoniern gewährten „Reformen“ besonders erregt sind, beschuldigte man den Patriarchen, daß er darauf ausgehe, die armenische Frage „versumpfen zu lassen“, und der Apothekerlehrling, der den Schuß auf ihn abfeuerte, fühlte sich daher berufen, ein besonderes Exempel zu statuieren. Es ist ein Beispiel der sinnlosen Praxis, die hin und wieder von ähnlichen Elementen auch während der Massakrezeit geübt worden ist: türkische Blutthaten mit Gewalt zu provozieren, um dann die entstandene Erregung weiter auszunützen.

Im Innern geht währenddessen die Arbeit an der Zerreibung der armenischen Nationalität ihren Gang weiter fort. Die Kurden drängen die Armenier systematisch aus ihrem Besitz hinaus. Teils geschieht dies dadurch, daß den Familien, die während der Massakres geflüchtet waren und deren übriggebliebene Trümmer allmählich in die alten Dörfer wiederkehren, der Antritt ihres früheren Besitztums von den Kurden, die es eingenommen haben, verweigert wird; teils dadurch, daß die Kurden auch jetzt noch fortdauernd okkupieren, was ihnen begehrenswert erscheint. Es sind dies weniger die Aecker als die Weiden. Der Kurde verachtet überwiegend den Ackerbau als eine sklavische Beschäftigung: er ist freier Wanderhirt, Krieger und, je nach Bedarf, Räuber. In den Gebirgslandschaften Inner-Armeniens ist aber das Ackerland sehr spärlich, und die bäuerliche Existenz beruht mindestens so sehr auf der Viehzucht wie auf dem Kornbau. Mit den von den Kurden fort und fort besetzt werdenden Bergweiden verlieren die armenischen Dörfer die Möglichkeit der Viehhaltung und damit die Bewohner die Hälfte ihrer Nahrung. Die Folge ist in weiten Bezirken ein chronischer Zustand von Hunger und Entbehrungen. Die jüngeren und kräftigeren Elemente, namentlich die jungen Männer, zerstreuen sich über das Land, aber während früher sehr viele von ihnen in den großen Städten, namentlich in Konstantinopel, als Lastträger (Hamals) ihr gutes Brot fanden und Ersparnisse machten, ist seit dem großen Massakre in Konstantinopel das Lastträgertum überwiegend kurdisch geworden — aus den ansässigeren und ärmeren kurdischen Tribus — und die Armenier finden auch da schwer Unterkommen. Uebrigens geht das Urteil kaufmännisch informierter Leute in Konstantinopel, wie ich selbst im vergangenen Sommer öfters zu hören Gelegenheit hatte, dahin, daß man früher mit den armenischen Hamals sehr viel besser gefahren sei als jetzt mit den kurdischen.

Für das Maß von Teilnahme, das in Deutschland den Armeniern immer noch entgegengebracht wird, bietet der kürzlich veröffentlichte Jahresbericht der deutschen Orientmission (Deutscher Hilfsbund für Armenien, gegründet von Johannes Lepsius) einen guten Maßstab. Die Einnahmen sind darnach 1902 zum ersten Mal etwas stärker zurückgegangen: sie erreichen aber immer noch den hohen Betrag von rund 150000 Mark. Die Orientmission setzt jetzt mit einer energischen Propaganda ein, um den Schaden wieder einzuholen. In der entscheidenden Vorstandssitzung wurde einstimmig abgelehnt, mit Rücksicht auf den Einnahmeausfall an eine Reduktion des begonnenen Werkes heranzutreten. Der Etat wurde in der alten Höhe aufgestellt und beschlossen, die fehlende Summe durch Vortragsreisen, Verbesserungen in der Organisation und ähnliche Arbeit einzubringen. Ich zweifle nicht im mindesten, daß die Orientmission damit Erfolg haben wird. Sie ist jetzt mit ihren ärztlichen Stationen Urfa und Diarbekir, denen bald noch mehrere folgen werden, auf einen Weg verheißungsvoller Zukunft gekommen.

Auch wir als Freunde der Christlichen Welt haben unser „notwendiges Liebeswerk“ an den Armeniern. Wir haben es in Konsequenz unserer sittlichen und religiösen Ueberzeugung, die von uns fordert, daß wir, wie ich schon zu Anfang sagte, uns für die Handlungsweise unserer nationalen Politik mit verantwortlich fühlen. Wir wissen und geben zu, daß Deutschland um seiner selbst willen Nichts dafür thun kann, den Armeniern auf politischem Wege zu helfen, zumal Versuche in dieser Richtung sicher weder den Armeniern noch uns zum Vorteil, vielmehr zur großen Gefahr ausschlagen würden. Ist dem aber so, dann wissen wir auch, was wir zu thun haben, um dem Gefühl jener unserer Mitverantwortlichkeit Ausdruck zu geben. Wir müssen nach unsern Kräften den Armeniern helfen, sich geistig und sittlich für die Zeit vorzubereiten, da Gott den Druck, unter dem sie jetzt erliegen, von ihnen nehmen wird. Das Beste, was wir haben und was, wie wir glauben, uns als Freunden der Christlichen Welt seinem Werte nach besonders am Herzen liegt, ist die aufrichtige religiöse und sittliche Bildung des Empfindens wie des Verstandes. Dem Zweck, diese Bildung begabten und tüchtigen Söhnen des armenischen Volkes erreichbar zu machen, ihnen die Möglichkeit zu geben, sie bei uns sich anzueignen, dann in ihrer Heimat sie anzupflanzen und

*) Vgl. Vom Kaukasus zum Mittelmeer. Eine Hochzeits- und Studienreise durch Armenien. Von Paul Rohrbach. Leipzig, Teubner 1903. 224 S. 42 Abbildungen. 5 Mk.

Früchte tragen zu lassen, dem dient das notwendige Liebeswerk.*) Wir bitten herzlich, seiner ohne Ermüden zu gedenken! Paul Rohrbach

---

Verschiedenes

Der Trierer Schulkonflikt ist das bedeutsamste Ereignis im Bereich der deutschen Kirchenpolitik seit Einstellung des Kulturkampfs. Am 16. d. wurde von den katholischen Kanzeln der Stadt Trier folgendes Publicandum verlesen:

„Die heiligste Pflicht der Eltern ist die gute Erziehung ihrer Kinder. Die Religion aber muß die Grundlage der Erziehung bilden. Nach wiederholten Entscheidungen der Kirche ist es katholischen Eltern nicht erlaubt, ihre Kinder in nicht-katholische oder konfessionslose Schulen zu schicken, besonders wenn an demselben Orte katholische Schulen vorhanden sind. Dieser Grundsatz gilt auch für Trier und für die hiesige konfessionslose höhere Töchterschule und kann nicht abgeändert werden. Daher erklären die Pfarrer der Stadt Trier im Anschluß an den Erlaß des hochwürdigsten Herrn Bischofs: Wenn katholische Eltern ihre Kinder ohne die wichtigsten, von der Kirche anerkannten Gründe, die bei schulpflichtigen Kindern selten gelten können, und ohne die notwendigen Vorsichtsmaßregeln dieser Schule überweisen, so versündigen sie sich schwer und können im Sakramente der Buße nicht losgesprochen werden. Demnach bitten und beschwören die Pfarrer der Stadt Trier die katholischen Eltern, dieser ihrer heiligen Pflicht und ihrer Verantwortung vor Gott doch eingedenk zu sein."

Wir haben schon aus Anlaß der Broschüre des Bischofs Korum in voriger Nummer unsre Meinung gesagt. Nachdem diese öffentliche Erklärung von den Kanzeln verkündet ist, liegt der Fall bereits viel schwerer. Man steht vor einer Menge von Fragen, die nur zum Teil ihre Beantwortung finden werden, wenn es Dank der von den Nationalliberalen im preußischen Abgeordnetenhause angekündigten Interpellation dort zu einer Aussprache kommt. Einstweilen haben wir den Eindruck, daß Bischof Korum aus eigener Initiative vorgegangen ist, daß dieses sein Vorgehn den Führenden im Zentrum keineswegs gelegen kommt, und daß örtliche Faktoren die Zuspitzung der Gegensätze mit verschulden. Ob das richtig empfunden ist, wird man sehr bald erkennen: wenn nämlich der Kampf gegen die paritätische Schule auf Trier beschränkt bleibt. Denn die in Trier unerträglich befundenen Zustände bestehen doch auch anderswo. Und rein kirchlich betrachtet thut ja der Bischof nur seine Schuldigkeit! So bald hatten wir jedenfalls den Kampf um die Schule nicht erwartet. Zwölf Jahre lang hat Bischof Korum an sich gehalten. Ist er nun doch zu früh losgebrochen? Oder galt es mit diesem Vorstoß einen Versuch? Ist es eine Drohung, die mit allem Bedacht ankündigt, wessen der Staat noch gewärtig sein muß? R

Religiöse Reden des verstorbenen altkatholischen Bischofs Dr. J. H. Reinkens (Gotha, Perthes 1901. 1.60 Mk.) müssen auch evangelischen Lesern interessant sein. Sie sind wertvolle Urkunden und Zeugnisse für den echt religiösen Geist der romfreien katholischen Kirche. Der verstorbene Bischof tritt uns in ihnen als ein Mann von unbestechlicher Wahrheitsliebe und innigem Glauben entgegen. Wohl ist, wie besonders die Ordinationsansprachen zeigen, seine Auffassung von Kirche und Amt recht katholisch, trotzdem fühlt der evangelische Leser auch hier und erst echt bei den andern äußerlich ganz schlichten Ansprachen das Gemeinsame wirklich lebendigen Glaubens. Eine Kirche, in der solche Männer wirken, hat Lebenskräfte in sich. Sie hat ihren Beruf und darin auch ihre Zukunft. Baltzer

Zwölf Bußtagspredigten eines Landgeistlichen. Göttingen, Franz Wunder 1900. 86 S. 1 Mk.

Verfasser dieser Predigten ist der verstorbene Pastor Robert Kohlhardt zu Leißling in der Provinz Sachsen, Herausgeber dessen Freund, der bekannte Germanist Moritz Heyne. Er hat aus den gesamten Predigten des Verstorbenen grade diese Bußpredigten als besonders charakteristisch ausgelesen. Die Predigten sind aus den Jahren 1865—1895. Mir sind sie grade dadurch bemerkenswert erschienen, daß ein Laie sie ausgewählt hat, und zwar ein Gelehrter von Ruf. Und ich habe sie hauptsächlich unter dem Gesichtspunkt gelesen, welche Anforderungen wohl ein solcher Mann an Bußpredigten stelle. Da ist mir vor allem wichtig gewesen, daß diese Predigten kaum irgendwie interessant zu nennen sind. Es sind die altbekannten Bußtagsgedanken mit reichlicher Vorhaltung der zehn Gebote. Es wird rasche Entscheidung gefordert. Das Wachsen in der Buße wird kaum berührt. Der Prediger hat den Einzelnen vor Augen, und auch die Gemeinde sieht er vorwiegend als eine Summe von Einzelnen. Die Sünde ist die Abkehr von Gott und die Uebertretung des Gesetzes. Die Sünde ist in unserer Zeit besonders schlimm; aber auf die besonderen Zeitumstände, die solches Wachstum der Sünde hervorgebracht haben, geht der Prediger nicht näher ein. Namentlich die sozialen Verhältnisse berührt er nur ganz leise. Er ist im Uebrigen durchaus unparteiisch und stellt sich nicht in den Dienst irgend einer Klasse. Die Gedanken sind durchweg schlicht biblisch; Dogmatik ist mir nirgend aufgefallen. Die Lehre von der stellvertretenden Genugthuung wird nirgend entwickelt. Auf Darwinismus und moderne Theologie wird gelegentlich gescholten, aber doch ohne persönliche Spitze und Gehässigkeit. Kurz, es ist der ungeminderte und unverflüchtigte Ernst der evangelischen Bußpredigt ohne konfessionelle Einseitigkeit und ohne dogmatische Ausprägung.

Die ersten Predigten sind schärfer ausgearbeitet, die der späteren Jahre nur mehr oder weniger skizziert. Wenn die Predigten an sich auch nicht über das Mittelgut hinausragen, so wird man sie doch unter dem angegebenen Gesichtspunkt mit Interesse und Nutzen lesen. Für die Gemeinde des Verstorbenen, der sie eigentlich zugedacht sind, können sie ein segensreiches Erbteil werden. Allerdings kann man zweifelhaft sein, ob sich nicht grade für diesen Zweck die Zugabe einiger andern Predigten empfohlen hätte. G Habermann

Emil Frommel in Barmen und in Berlin. Von dem weitläufig angelegten Frommel-Gedenkwerk sind vier weitere Bände erschienen: Der zweite Band: Frommels Lebensbild. Vom Wupperthal zur Kaiserstadt. Herausgegeben von Dr. Otto H. Frommel. 1901. 6, geb. 7 Mk; — der vierte Band: Für Thron und Altar. Reden in Kriegs- und Friedenszeiten von Emil Frommel. Herausgegeben von Hofprediger J. Keßler. 1901. 2.50, geb. 3.25 Mk; — fünfter Band: Segen und Trost. Reden aus dem Amte von Emil Frommel. Herausgegeben von Dr. Otto H. Frommel. 1901. 3.75, geb. 4.75 Mk.; — sechster Band: Aus des Lebens Leid und Freude. Briefe und Denksprüche von Emil Frommel. Herausgegeben von Amalie Frommel. 1902. 2.25, geb. 3 Mk. Der sechste Band ist ähnlichen Inhalts wie der von mir in der Christlichen Welt besprochene dritte Band, der Briefe aus Amt und Haus enthält. Der vierte und der fünfte Band werden am besten zugleich mit den noch ausstehenden zwei Predigtbänden gewürdigt werden, weil dann gesammelt vorliegt, was zur Beurteilung der Frommelschen Predigt und Kasualrede dient. So möge für jetzt nur der zweite Teil von Frommels Lebensbild einige Bemerkungen veranlassen.

Frommel hat es oft ausgesprochen, daß für ihn als Pastor das Wupperthal vom größten Segen gewesen sei. Er wurde dort in die Bibel und die Seelsorge hineingetrieben und über kirchliches und theologisches Parteiwesen emporgehoben. In dem Geiste der Gemeinde lag ein eigentümlich fordernder Ernst; sie verlangte von ihrem Pfarrer nur ein Einziges: daß er treibe, was Not thut; aber das verlangte sie auch mit unerbittlicher Dringlichkeit. Frommel leistete, was sie erwartete, mit voller Hingebung. Aber dabei litt er darunter, daß die Gemeinde für das, was er persönlich war und bieten konnte, wenig Bedürfnis und Empfänglichkeit zeigte. Bei all dem Vertrauen, das die Gemeinde seiner Arbeit und seiner Person entgegenbrachte, stand sie dieser Persönlichkeit doch gegenüber wie einem Geheimnis, das sie nicht ergründen konnte und hinter dessen wechselndem Lichterspiel sie etwas Fremdartiges witterte. Das fühlte Frommel, und so ward es ihm doch nicht wohl in dem scharfen Luftzug des Thales. Das Künstlerkind fühlte sich der Heimat ferne, und die Künstlerseele konnte nicht recht aufatmen. Darum war es bei allem aufrichtigen Schmerze des Scheidens doch wie eine Lösung von innerem Druck, als er nach Berlin berufen wurde.

Wir Süddeutsche sehen den Berliner Boden für einen solchen an, der für die Eigenart eines Menschen ganz besonders gefährlich sei. Entweder wird sie, so meinen wir, durch das Berliner Leben aufgezehrt, oder sie wird durch Berliner Koterie zur Karikatur gemacht. Darum freuen wir uns, wenn einer unserer Freunde nicht nach Berlin geht, und denken mit Sorgen an die, die in den Berliner Strudel getaucht sind. Diese Meinung mag unrichtig sein, aber einstweilen hegen wir sie noch. Allerdings bei Frommel müssen wir zugeben, daß das Schema nicht stimmt. Erst in Berlin ist Frommel er selber geworden. Mancherlei hat dazu mitgewirkt. Frommel, obgleich aus dem stillen Karlsruhe stammend, war doch von Natur ein Großstadtmensch. Er brauchte den mächtigen Strom der Verhältnisse, die tausend Anregungen durch ein fieberndes Kulturleben. So fühlte er sich in dem Berliner Treiben wie ein Fisch im Wasser. Eines der heilsamen Gegengewichte gegen die zerstreuende Macht Berlins war die Eingliederung seiner Arbeit in die ernste schlichte Größe des preußischen Heeres. Das andere Gegengewicht lag in seiner harmonischen Natur. Mit dem sicheren Takt eines Menschen, der sich der Welt gegenüber als eine Einheit fühlt, hat er von sich fern zu halten gewußt, was ihm das Innere gestört hätte. Mißt man ihn an seiner Zeit, so vermißt man Manches: das Verständnis für die Nöte der Weltanschauung, für die Bedeutung der sozialen Frage, für die Krisis der theologischen Wissenschaft. Schaut man aber ihm selber ins Herz und ins Leben, so muß man urteilen, daß er nicht anders sein durfte als er war, um der unübertreffliche Meister der erhabenen Detailarbeit der Seelsorge zu sein — für Unzählige. Nicht für Alle, mit denen er in Berührung kam. Seine Wirksamkeit hatte ihre Schranken da, wo seine Persönlichkeit ihre Wirkung versagte. Er brauchte Empfänglichkeit für seine Art, ja einen warmen Hauch persönlichen Vertrauens und persönlicher Liebe. Wo man ihn lieb hatte, da war er unerschöpflich und unermüdlich im Spenden und Opfern seiner geistigen Habe und seines Gemütes. Liegt darinnen ein Mangel? Gewiß nicht. Sein Leben lassen kann man auch für solche, die einem mit gleichgiltigen Augen anschauen; aber sein ganzes Herz ausschütten kann man nur denen, die einen lieb haben. Das ist menschlich und darum auch christlich. Adolf Schmitthenner

*) Näheres am besten durch Herrn Pfarrer Stier in Alten bei Dessau. D H

The History of Sir Richard Calmady. By Lucas Malet. Leipzig, Tauchnitz. 3 Bde. 4,80 Mk.

„So zog sie hinaus, besser gerüstet, als die meisten Andern, zu jenem ernsten Spiel, das wir alle spielen müssen, ob wir wollen oder nicht, — zu dem Spiel mit dem Schicksal.“ So heißt es im zweiten Kapitel des obengenannten Buches von der Mutter des Helden. Das Spiel mit dem Schicksal, lieber möchte ich sagen der Kampf mit ihm, ist es, den Lucas Malet uns hier schildert. Sie kämpfen Beide, Mutter und Sohn, Jedes auf seine Weise um die Entscheidung: Wer ist stärker, das Schicksal oder ich? Wütend wehrt sich Richard Calmady, still und fest steht seine Mutter im Kampf, und Beide sind Sieger von dem Augenblick an, wo sie sich beugen und in das Unabänderliche finden. — Ein Wort — in dem ganzen Buche wird es, glaube ich, nicht einmal genannt — kam mir dennoch beim Lesen nicht aus dem Sinn, man könnte es als Motto darüber schreiben: Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen.“ Freilich nicht so verstanden, wie wir es so oft ausgelegt finden, als ob wir nur die Hände im Schoß zu falten brauchten und das Leben über uns ergehen zu lassen, dann werde der Vater im Himmel schon dafür sorgen, daß sich Alles zum Guten wende! Erzieht ein Vater so sein Kind? Dann darf er sich nicht wundern, wenn ein Schwächling aus ihm wird! Und zu schwachen Menschen will Gott uns nicht erziehen, wenn Er des Lebens Stürme über uns dahin brausen läßt. Wir sollen sie nicht einfach über uns ergehen lassen, sondern wir müssen ihnen begegnen, wie der Schiffer dem Sturm, bald mit ihm fahrend, bald dagegen kreuzend, wie's der Augenblick erheischt. Dann wird der Sturm nicht notwendig uns aufhalten, sondern uns dem Ziele näher bringen. Nur muß man erst lernen, wann es gilt dem Winde nachgeben, wann gegen ihn ankämpfen. Das mag auf der See nicht leicht sein, und ists im Leben auch nicht. Manch einer lernt sein Lebtag daran, aber nur wer es zu lernen wenigstens angefangen, kann so sein Schicksal besiegen, daß ihm alle Dinge zum Besten dienen müssen, weil Gott ihm Wegweiser und Ziel ist. Sieger, Herr sein — und sich beugen, nur scheinbar ein Widerspruch, in Wahrheit eines Bedingung des andern, ob dies wohl der Gedanke war, der Lucas Malet beim Schreiben des Romans erfüllte? Oder ob uns nur einfach ein außergewöhnliches Menschenleben geschildert werden sollte?

Als man mir das Buch empfahl, wurde mir gesagt, es sei, was der Engländer a strong book nenne. Ja wohl ists ein starkes Buch, aber nicht etwa in dem Sinn, daß es für sensationslüsterne Seelen eine passende Lektüre abgäbe, oder daß die Bewunderer des modernen Ultrarealismus dabei ihre Rechnung fänden. Zwar, dies wird vielleicht auch der Fall sein, denn die Geschichte eines Krüppels, dem von Geburt an beide Beine bis ans Knie fehlen, hat notwendig etwas Spannendes, Aufregendes: doppelt, wenn sie so meisterhaft erzählt wird, wie hier. Wir begleiten Richard Calmady vom ersten Tage seines Lebens an, durch Kindheit und Jugend, durch Sturm und Drang, bis er Frieden gemacht hat mit seinem Geschick. Mit fast größerer Liebe noch, als die ihres Sohnes, ist die Gestalt Katharine Calmadys behandelt. Und ist nicht das Schicksal des einzigen Sohnes zugleich das der verwittweten Mutter? Wird sie nicht seine Kämpfe, sein Leid tausend Mal stärker empfinden und durchkämpfen, als er selbst? Und dazu das eigne Weh, wenn nun dieser Sohn selbständig wird, sich von ihr los macht und eigne Wege geht? Wenn er, den sie gehütet hat, unter dessen Füßen sie jeden Stein hinweg zu räumen suchte, nun eigenwillig dornige Pfade, steinige Straßen wandert in den tiefsten Sumpf hinaus, bis die Füße blutig und das Herz wund geworden sind, — und selbst dann noch sind sie ihm lieber, als die vorgeschriebenen ihm von Andern geebneten Pfade, wenn es auch die Liebe ist, die sie ihm bahnen möchte.

Das Buch ist mit großer Kunst geschrieben, und bedeutet einen merklichen Fortschritt gegen das vor sieben Jahren (1895, Nr. 49) an dieser Stelle empfohlene Werk desselben Autors The wages of sin. Damals berührte die unerbittliche Konsequenz — fast könnte man sagen Härte — mit der die unausbleiblichen Folgen der Sünde geschildert wurden, beinahe schmerzlich; es fehlte dem Buch, bei aller Schönheit, an einer gewissen Herzenswärme. Heute wird Niemand diese vermissen. Die Verfasserin lebt und fühlt mit den Menschen, von denen sie uns berichtet; sie steht nicht mehr wie früher als unbeteiligte Zuschauerin daneben, sieht mit Künstleraugen und malt mit Meisterfeder, was sie gesehen. Jetzt steht sie mitten im Leben drinnen, und weil bei aller wahren Kunst auch das Herz beteiligt sein muß, so hat die ihre durch dies Mitleben nur gewonnen. Die Wahrscheinlichkeit des schon 1895 erwähnten Gerüchtes, Lucas Malet sei der Schriftstellername von Kingsleys Tochter, erscheint mir deshalb heute viel größer, als damals. Denn auch Kingsley lebte in dem, was er schrieb, mit Herz und Seele, darum weiß er uns so zu packen. — Und in einem andern Punkt noch erinnert die Tochter an den Vater. Von frommer Phrase finden wir nirgends die leiseste Spur; ich könnte mir sogar sehr gut denken, daß es Menschen gäbe, die dem Buche jede religiöse Tendenz überhaupt absprächen, und doch glaube ich, daß die Leser dieses Blattes das starke, tapfere Christentum herausfühlen werden, das uns Allen als Ideal vorschwebt. Kingsley nannte es „männliches Christentum“. Helene von Dungern

Regine Vosgerau. Aus dem Schleswigschen Volksleben. Von Helene Voigt-Diederichs. Mit Buchausstattung von Horst Schulze. Leipzig, Diederichs, 1901. 2,50 Mk.

Man hat die Realisten in der Kunst die „Photographen der Wirklichkeit“ genannt und mit diesem Vergleiche auch den Wert ihrer Kunst bezeichnen zu können gemeint. „Regine Vosgerau“ ist ein ausgeprägt realistisches Lebensbild, aber die Künstlerin hat aus der derben Wirklichkeit, in die wir hier hineinblicken, doch nur das herausgenommen, was sie für ihr Kunstwerk brauchte. Bei der Photographie hat man bekanntlich darin keine Wahl. Es wird Zeit, daß das gedankenlose Vorurteil entlassen wird, man könne einen derben Stoff nicht fein behandeln. Als ob man nicht in Werken, die von jedem Realismus frei sind, über lauter Plumpheiten Hals und Beine brechen könnte!

Ich weiß nicht, wie weit der treffliche Frankfurter Maler Altheim bekannt ist. „Regine Vosgerau“ mutet einen an wie ein Altheimsches Bild. Besser kann ich im Augenblick das Buch nicht charakterisieren. Altheim weiß einem ein paar plumpe Ackergäule vor dem Pfluge so lieb zu machen, daß man für eine Weile an andre Pferde, und wären es die schönsten, gar nicht denken mag. Und Helene Voigt setzt einen so zwischen eckige, unliebenswürdige Bauern, daß man sich fast unwillig die Augen reibt, wenn man wieder zu sich selber kommt, und dazu kommt man erst am Schlusse.

Regine ist kein Engel. Sie geht wie alle die andern Menschen in dem Buche unter der Ueberschrift Homo sum. Sie ist sogar bei aller derben bäuerlichen Kraft ein recht schwaches Menschenkind. Aber so schlicht natürlich und menschlich Alles in diesem einfachen Menschenkreise hergeht — Eins scheint mir nicht ganz einleuchtend dargestellt: wie Regine trotz des ehrenfesten Gottliebs stillem Einfluß, ja ihrer ganzen Situation zum Trotz dem schwarzäugigen Maurergesellen Ott zum Opfer fallen kann, dessen Frivolität sie kennt, und der ihre Gefühle am Grabe eines lieben Menschen in der gemeinsten Weise verletzt hat. Können wirklich die schwarzen „saugenden“ Augen des Burschen Alles erklären? Wenn sie seinem Einflusse erlegen wäre, so lange sie vereinsamt und ungeliebt auf dem Hofe ihrer Tante lebte, so wäre ihr Unterliegen erklärlicher. Aber die Art, wie das aus freudloser Jugend endlich erlöste Bauernmädchen, und zwar sehr verständige Mädchen, das vor ihr stehende Glück trotz aller Warnung zerschlägt, ist wenig wahrscheinlich, fast unbegreiflich.

Das ist freilich Sache des persönlichen Eindruckes, und die Verfasserin könnte sich für ihre Darstellung einfach auf das Leben berufen. Bei wie vielen Schicksalsgenossinnen Reginens ist es „unbegreiflich“, wie es so hat kommen können! Aber in einem Kunstwerke sucht man unwillkürlich nach strafferer Motivierung. Oder wollte die Verfasserin grade das Unberechenbare, aller vernünftigen Ueberlegung spottende Vulkanische aufzeigen, das auch in einem niederdeutschen verständigen Bauernmädchen liegen kann? Darüber läßt sich schwer streiten.

Jedenfalls haben wir es hier mit einer erstaunlichen Kunst zu thun, den Leser zum Miterleben zu zwingen und seine Sinne gefangen zu nehmen. Man muß einfach sehen, was einem hier gezeigt wird; die Verfasserin läßt einen unbarmherzig frieren oder schwitzen oder riechen, — was es grade giebt. Und das, was man bei Platos Dialogen das Mimische nennt, ist hier von handgreiflicher Klarheit.

Regine ist übrigens nicht bloß kein Engel; sie ist auch kein Charakter. Sie hat keinen allgemein vernünftigen, keinen sittlichen, keinen religiösen Halt. Ueberall kaum erkennbare Ansätze. Aber was uns an ihr fesselt, das ist, daß sie das Zeug hat zu einem tüchtigen Charakter. Man nimmt von ihr Abschied mit dem Eindruck: die wird noch. Wo das Buch endet, ist sie wenig über zwanzig Jahre.

Christlicher Glaube und christliche Sittlichkeit spielen in der Entwicklung dieses Mädchens, so weit wir sie miterleben, überhaupt keine Rolle. Das Christentum klingt wie aus weiter Ferne in der äußerlichsten, dürftigsten Form des Kirchlichen in ihr Leben hinein. Der Pfarrer tritt zwar, als unentbehrliche Figur in einer Dorfgeschichte, auf, aber gewissermaßen um erst recht entbehrlich zu erscheinen. Eine „christliche“ Geschichte ist das kleine Buch nicht, und eine heitere erst recht nicht. Eine harte, grausame Wirklichkeit liegt über dem Ganzen. Aber als es schließlich um Regine ganz dunkel geworden ist, zeigt die Verfasserin, daß sie doch Licht für sie hat. Es gehört zu dem Wertvollsten in dem Buche, wie Regine allmählich merkt, daß es noch ein andres Sichhingeben giebt, als das, womit sie ihr Glück zerschlagen hat, nämlich für Andere leben. So ahnen wir zum Schluß, daß aus dem freiwilligen Mutterdienst an den verwaisten Kindern ihrer früh hingesiechten Schwester ihr ein neues, reines Glück entgegenwächst. Das hat etwas Befreiendes, und weil dieser Gedanke in seinem versöhnenden Ernste so schlicht und unaufdringlich in das Leben des unglücklichen Mädchens eingeführt wird, darum wirkt er mehr als lange „christliche“ Erörterungen. Eine Lebensauffassung, die auf den unerbittlichen Ernst des Lebens und der Sünde dieses Licht fallen lassen kann, das zuerst in dem Einen Ungenannten aufgeleuchtet ist, ist doch wohl naturaliter christiana. Da fallen die Anführungsstriche, die man so oft setzen muß, und wir freuen uns, daß wir sie nicht zu setzen brauchen. Paul Jaeger

Freund Hein. Eine Lebensgeschichte von Emil Strauß. Berlin, S. Fischer 1902. 4, geb. 5 Mk.

Die Leiden eines Knaben schildert uns Emil Strauß. Leiden die daraus quellen, daß der Knabe in eine Schule muß, in die er nicht gehört. Liebende Fürsorge zwingt ihn in die Schulfessel: um so grausamer schmerzt sie seine zarte Seele. Die Musik ist sein Lebenselement, sie muß, wenn es mit rechten Dingen zugeht, sein Lebensberuf werden; aber vorher soll er das Gymnasium durchlaufen. Die geistige Verfassung, die hier vorausgesetzt werden muß, ist nicht die seine. In seiner Individualität sind die Elemente der Menschheit

anders gemischt, als bei den Durchschnittsschülern. Und zugleich ist seine Eigentümlichkeit so zart, so empfindlich, daß er dem Zwange, der ihn zerstört, keinen Widerstand zu leisten vermag. So kommt es, daß er verzweifelnd „allzubereit, den Wunsch der Götter zu erfüllen, ins All zurück die kürzeste Bahn ergreift.“ Er legt Hand an sich und stirbt.

Die Erzählung nimmt den Leser gefangen. Die psychologische Zeichnung darin ist von großer Feinheit. Vor allem ist die sittliche Reinheit des Knaben mit so tiefem Verständnis dargestellt, daß man nicht nur dem Knaben von Herzen gut wird, sondern auch zu dem Dichter der Erzählung ein wohlthuendes Verhältnis gewinnt. Um so mehr befremdet der Ausgang. Denn gerade in ihrer Reinheit hat die Eigenart des Knaben einen Schutz, der ihn endlich doch allem Zwange überlegen machen müßte. „Selig sind die reines Herzens sind“, ist ein Wort, das den thätigen Sieg über diese Welt verkündet; und es hat Recht. Darum ist der Selbstmord des Knaben, so ergreifend er auch „wirkt“, dennoch vor einer religiösen Wirklichkeits-Psychologie auch künstlerisch nicht zu verteidigen.

Friedrich Michael Schiele

Zur Konfirmation. Von Julius Smend ist eine neue Folge Feierstunden erschienen (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1901, geb. 4, mit Goldschnitt 4,50 Mk.). Liebhabern der ersten braucht diese zweite Folge nicht erst empfohlen zu werden. Gebildete Häuser, denen die Zugehörigkeit ihrer Kinder zur christlichen Kirche mehr als eine Form ist, werden das Buch ihren heranwachsenden Söhnen und Töchtern als einen bleibenden Schatz und eine wertvolle Hülfe zur Befestigung und zur Vertiefung ihres christlichen und kirchlichen Sinnes geben dürfen, aber nur gereifteren, nachdenkenden, der andächtigen Besinnung fähigen Gemütern. Smend weiß den geistlich Armen, aber dabei so oft nach der Gerechtigkeit Hungernden und Dürstenden unsrer Zeit mit großem, zartem, am Evangelium gelerntem Verständnis und mit herzlicher Liebe zu begegnen. Dabei redet er den Menschen durchaus nicht nach dem Munde. Vom Ernst der sittlichen Forderung des Evangeliums wird Nichts nachgelassen. Aber auch die Menschlichkeit des Glaubens kommt zu ihrem Recht. Und es wird nicht nur davon geredet, sondern ein starker Eindruck davon gegeben, daß das Evangelium Kraft und Gnade ist, wozu man sich mit zuversichtlicher, ihres Wahrheitsgrundes ganz gewisser und freudiger Ueberzeugung bekennen darf. Ein Register der verwendeten Bibelstellen sowie eine Uebersicht über die behandelten Gegenstände und Gedanken ermöglicht den Gebrauch des Buches auch außerhalb der Kirchenzeiten, die für die Anordnung der 76 Betrachtungen maßgebend gewesen sind.

Sehr schön, auch für junge Christen ansprechend, sind die Betrachtungen D. von Zimmermanns über das Vaterunser. (Das Vater Unser. Betrachtungen von DDr. Paul von Zimmermann, evangelisch-lutherischem Pfarrer und Docenten an der theologischen Fakultät in Wien. Zweite erweiterte Auflage. Ausgabe ohne Bilder 2,40, mit Bildern 3,20 Mk. Dresden, Justus Naumann.) Die Ausgabe ohne Bilder hat mir allein vorgelegen, sie ist mit nettem Schmuck, schönen Kopf- und Schlußstücken versehen.

Als besondere Konfirmationsgabe kündigt sich schon im Titel an: Christus der Weg. (Konfirmations-Reden aus den Jahren 1887 bis 1902. Eine Predigtgabe für Konfirmandenhäuser von Lic. Dr. Rudolf Meincke, Pastor zu St. Nicolai. Hamburg, Otto Meißner 1903. 2 Mk.) Ein liebevoller, väterlich milder und ernster, seelsorgerischer Ton klingt durch die Reden. Dieser Konfirmator glaubt, darum redet er. Immer wieder bezeugt er, was ihm selber das Christentum wert ist; er läßt es die jugendlichen Herzen und Gewissen spüren, daß er von ihnen Nichts verlangt, was er, ihr geistlicher Vater, nicht von sich selbst fordert und mit freudigem Ernste zu leisten bereit ist. Frömmigkeit, wie sie dem Evangelium entspricht, ist dem Manne etwas Frisches, Freies, Fröhliches. Dabei vergißt er den Ernst des Kreuzes nicht, nur daß er ihn der Jugend nicht in trüben mittelalterlichen Farben malt. Deutsch und christlich will er die Jugend; Goethe, Schiller, Herder, Arndt werden mit Kernworten herangezogen. Die Mahnung, die öfter wiederkehrt, zu Kaiser und Reich zu halten, scheint in eine Konfirmationsrede nicht hinein zu passen, hat aber vielleicht der Jugend gegenüber etwas Beruhigendes an sich, indem sie Christentum und sonstiges Leben als zusammen gehörig zeigt. Alles in allem: trotz einiger Ueberschwänglichkeiten, trotz der Ueberschätzung, die in der Annahme des Predigers liegt, daß das Konfirmationsgelübde aus freister Ueberzeugung von den Kindern abgelegt werde, empfehle ich die Predigten als eine schöne Mitgabe an Konfirmierte. Was in den Herzen eines echten, von der Heilandsgestalt wahr und tief berührten Konfirmanden sich immer rühren wird, das kommt trefflich zum Ausdruck; sich daran nach der Konfirmationszeit noch manchmal zu erinnern, wird Manchem ein Bedürfnis und kann für Viele von Segen sein. — Einzelnes trägt lokale Färbung (der Brand der Nikolaikirche, die Inschrift an dem Hamburger Rathaus u. A.), das schadet aber Nichts. Wiederholungen, namentlich in den ermahnenden Partien, kommen öfter vor, doch hat jede Rede auch wieder neues stoffliches Interesse, dadurch daß der Prediger uns in den Gang seines Unterrichts hineinblicken läßt und Vieles daraus noch einmal in das Gedächtnis seiner Kinder zurückruft, dem Pfarrer in den Nachtmahlskindern von Tegner ähnlich.

Metz

Im Anschluß an diese Empfehlungen erinnern wir noch an einige schöne Bücher, die nicht zu den üblichen Konfirmandengeschenken gehören und dennoch sich für Viele unter den mündig gesprochenen Knaben und Mädchen gebildeter Stände je nach ihrer Individualität trefflich eignen können. Hülsmanns „Beiträge zur christlichen Erkenntnis“ (Berlin, Schwetschke. 5 Mk.) sind die durchdachte Gabe eines erfahrenen Religionslehrers, dessen Andenken bei seinen Schülern in reichem Segen steht. Naumann hat die gesammelten Andachten seiner „Gotteshilfe“ (Göttingen, Vandenhoeck. 6 Mk.) in der Vorrede selbst unter den Gesichtspunkt gestellt, daß sie den Zöglingen höherer Lehranstalten, die zwischen naturkundlichem Unterricht und Religionsunterricht die Richtlinien ihres Weges verloren haben, einen Pfad zeigen wollen. Von Liederbüchern ist das beste ein schön gedrucktes und gut ausgestattetes Gesangbuch; und da die Gesangbücher der eigenen Landes- oder Provinzialkirche fast ausnahmslos schon als Gebrauchsbücher hierin nicht bestehen können, so sei das Elsässer aufs neue warm empfohlen. (Straßburg, Heitz und Mündel. 2.25 bis 30 Mk.) In ihrer dritten neubearbeiteten Auflage ist die illustrierte „Kirchengeschichte für das evangelische Haus“ von Baum und Geyer (München, Beck. 15 Mk.) ein vortreffliches Werk. Gründlichkeit und achtungswerte Herrschaft über den Stoff verbindet sich mit guter Darstellung; die Illustrationen sind keine Bebilderung des Textes, sondern illustrieren ihn wirklich; das Buch als Ganzes ist aufs beste geeignet, bei jedem gebildeten Leser — vor allem auch bei Frauen — ein wirkliches Verständnis der kirchlichen Vergangenheit nach ihrem religiösen Leben in seinen mannigfaltigen Aeußerungen zu erwecken und zu befestigen. Unter den einzelnen Werken dieser Vergangenheit erinnern wir besonders an Simrocks Uebersetzung des Heliand (Prachtausgabe 12 Mk.) und vor allem an die einst Braunschweiger jetzt Berliner Lutherausgabe (Werke fürs deutsche Haus. 8 Bde. Berlin, Schwetschke. Gebunden 20, Prachtausgabe 34,50; Register 2 Mk.). Bei aller Trefflichkeit ist diese Sammlung so wenig teuer, daß es gegenüber den vielen Luxusgeschenken, die zur Konfirmationszeit Sitte werden, eine ernste Pflicht ist, sich auf solches bleibendes Bücherkleinod zu besinnen. Auch unter den Meisterbildern, die der Kunstwart herausgiebt, finden sich Blätter, die ausgewählt und gesammelt oder einzeln gerahmt dem Zweck vorzüglich dienen werden.

F M Sch

Kleine Mitteilungen. Die Zahl der Päpste. In seinen „Quellen zur Geschichte des Papsttums und des römischen Katholizismus“ (2. Aufl. Tübingen 1901) giebt Carl Mirbt Verzeichnisse der römischen Päpste, ein chronologisches und ein alphabetisches. Das chronologische ist in zwei verschiedenen Fassungen abgedruckt: nach der römisch-offiziellen Gerarchia Cattolica vom Jahre 1901 und nach dem von Professor Funk in Tübingen aufgestellten Verzeichnis im katholischen Kirchenlexikon. Diese beiden Kataloge zeigen eine merkwürdige Differenz. Im offiziellen Rom zählt man 263 Päpste, der Altmeister der katholischen Kirchengeschichtsschreibung zählt 259 Päpste. Professor Funk äußerte sich vor kurzem über diese Differenz in der Theologischen Quartalschrift 1903, S. 123: „Ueber ein paar Differenzen läßt sich rechten; die anderen beweisen, daß man in Rom, bezw. in den die genannte Schrift redigierenden römischen Kreisen um den Fortschritt der Wissenschaft sich wenig bekümmert. Wiederholt wurde schon auf die offenbaren Fehler des offiziellen römischen Papstkataloges hingewiesen. Wann aber werden sie endlich aus der Gerarchia verschwinden?“ Rom und Tübingen, zwischen diesen beiden Städten liegen nicht bloß die Alpen.

A D

Das Handschreiben unsers Kaisers an Admiral Hollmann, das in dem Augenblick, da wir dies schreiben, die Sensation des Tages bildet, ist zu verstehen aus der Lage, in die Friedrich Delitzschs zweiter Vortrag den Kaiser versetzt hat. Es trifft sich — und ohne Zweifel waltet eine richtige Absicht dabei —, daß das Handschreiben und der Vortrag so gleichzeitig erscheinen, wie das für zwei auf so verschiedenem Wege veröffentlichte Stücke nur möglich ist. Man lese zuerst den Vortrag, der unter dem Titel: Zweiter Vortrag über Babel und Bibel von Friedrich Delitzsch, von der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart versandt wird (48 S. 2 Mk.), und dann erst wird auf den kaiserlichen Brief volles Licht fallen. Ohne mit dieser Feststellung unserm Mitarbeiter, der über den Inhalt des Vortrags berichten wird, irgend vorgreifen zu wollen, scheint uns Eines durch den Schluß und den Zusammenhang dieses Schlusses mit all dem im zweiten und ersten Vortrag Gesagten klar: der Kaiser war zu einer Aeußerung durch den Redner provoziert. Denn indem Delitzsch sich abschließend „bekennt zu der von hoher Warte mit Adlerblick geschauten und hochgemut aller Welt kundgegebenen Losung der Weiterbildung der Religion“,*) nahm er die Person des Kaisers in einem Maße für seine Sache in Anspruch, die dem Kaiser es fast unmöglich machte, dazu zu schweigen. Was der Kaiser gesagt hat, dürfen wir getrost der Interpretation unsrer Leser überlassen.**) Wir wollen die Fülle der Artikel nicht vermehren, die jetzt über des Kaisers Theologie oder über des Kaisers Religion durch die Presse gehn werden, nicht ohne Ausschluß unlautern Wettbewerbs. So hat es ja in den Tagesblättern schon angefangen. Es genügt uns, die Zwangslage zu begreifen, in der der Kaiser sich befand, und im übrigen die Erörterung der Sachen selbst zu fördern, um die es sich handelt. Ein dritter Artikel über „die Bibel- und Babel-Litteratur“ (vgl. Nr. 40 und 44, auch Nr. 21 d. v. Jg.) erscheint in nächster Nr., ein vierter unmittelbar darnach.

R

*) Die Sperrung gemäß der Vorlage.

**) Der Brief ist durch die Grenzboten veröffentlicht, Nr. 8.

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Duisburg. Mittwoch 11. März 4 Uhr Tonhalle: Die grundlegenden Anfänge der protestantischen Theologie.

Hamburg. Montag 2. März 8 Uhr Restaurant Tucherhaus Jungfernstieg 39/40: Luther als Führer zur Neuzeit. (Arnold Köster.)

Hannover. Mittwoch 4. März 5 Uhr bei Wachsning, Schillerstr. 25: Ziel und Mittel der Erlösung durch Christus.

Der religiöse Mensch und die moderne Geistesentwickelung

8 Vorträge von **Gertrud Prellwitz**

1. Der Wiederspruch zwischen Alt und Neu. — 2. „Es giebt nur Eins: Natur!" Giebt es einen Gott? — 3. Ist die Welt vollkommen oder unvollkommen? — 4. Die sittlichen Probleme der Zeit. („Uebermenschentum" und „freie Liebe") — 5. Unsere Religion. — 6. Die Gestalt Jesu in geschichtlicher Beleuchtung. — 7. Was bedeutet uns modernen Menschen die Gestalt Jesu? — 8. Die religiöse Aufgabe unserer Zeit.

Berlin, Saal des Architektenhauses, Wilhelmstr. 92/93, Abends $8\frac{1}{4}$ Uhr

den 18. und 26. Februar, 3., 12, 21., 27., 31. März und 7. April.

Karten bei **Franz Grunert, Markgrafenstr.** 59 und **Kurfürstenstr.** 75 und an der **Abendkasse.**

Dresden, Meinholds Säle, Moritzstr. 10, Abends $8\frac{1}{4}$ Uhr den 20. und 27. Februar, 5., 13., 20., 26. März, 2. und 8. April.

Karten in der **Tittmannschen Buchhandlung, Pragerstr. 19** und an der **Abendkasse.**

Eintritt 1 M. und 1.50 M. Cyclus 6 M. und 9 M.

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

62. Jahrgang 1903

Wöchentlich ein Heft von 56 Seiten in Lexikonoktav

Vierteljährlich 6 Mark; das einzelne Heft 50 Pfg.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Inhalt der Nummer 8 vom 19. Februar 1903:

Zur Reform der preussischen Verwaltung. Von Karl Klonau — Die Irrtümer der Demokratie. Von Julius Patzelt in Wien. (Schluss) — Zu den Jugenderinnerungen eines alten Mannes — Shakespeares Falstaff vom medizinischen Standpunkt aus betrachtet. Von August Müller in München-Gladbach. (Schluss) — Herbstbilder von der Röder und der Pulsnitz. Von Otto Eduard Schmidt. 2. Eine Fahrt um die Meissnisch-Lausitzische Nordostgrenze — Feuer! Erinnerung aus dem russischen Polizeileben von Alexander Andreas. (Fortsetzung) — Babel und Bibel. Ein Handschreiben Seiner Majestät Kaiser Wilhelms des Zweiten — Massgebliches und Unmassgebliches: Deutsche und englische Flotte; Bernhard Ernst von Bülow; Zur sozialen Erziehung der Frau.

Auf ein Gut in **Livland** wird für **Ostern** 1903 ein

Hauslehrer

auf ein Jahr gesucht, welcher einen 14jährigen Knaben für die Untersekunda eines deutschen Gymnasiums vorbereiten soll. Freie Station; Gehalt 500 Rubel (ca. 1080 M.); Hin- und Rückreise frei. Anerbieten mit Zeugnissen erbeten an cand. rev. min. **Conradi, Leipzig,** Körnerstr. 37.

Gebildetes 27jähriges Mädchen, Waise, repräsentationsfähig, als Schwester ausgebildet, selbständig in Führung des **Haushaltes**, im Kochen, Schneidern u. s. w. erfahren, sucht passenden Wirkungskreis. Gute Empfehlungen. Off. an **M. S.** Exped. des Blattes.

Le Chrétien Français

Organe de la Reforme évangélique dans le Catholicisme
Bureaux: 12 rue Vivienne **Paris**
Abonnement: 6 frs. un an
Directeur: **A. Bourrier**, 93 rue Brancas, Sievres

Alkohol-

Entziehungskur für bessere Stände
Rittergut Niendorf am Schallsee
b. Ratzeburg
Arzt Dr. med. Burmester
Anfrag. u. Prosp. fr. nurd. **Alfred Smith**

Dieses ist die einzige Quaker Oats Packung. Alles andere, somit ausgewogene Waare ist Nachahmung.

Quaker Oats ist vollständig enthülst und braucht infolgedessen nicht durchgeschlagen zu werden.

Quaker Oats

Ronnefeldt's Thee

aromatisch und preiswerth, allgemein beliebt.
Proben der 4 Hauptsorten Mk. 1.—. Sendungen v. Mk. 10 franco.
Thee-Import Ronnefeldt, Frankfurt a. M.

Kleiderraffer

Um einer durch eine lange Reihe völlig unverschuldeter Unglücksfälle in tiefe Bedrängnis versetzten Familie eine Erleichterung zu verschaffen, soll ein, unter gesetzlichem Musterschutz stehender, über die Schulter zu tragender **Kleiderraffer** in den Handel gebracht werden. **Herr Friedrich Steffen in Niesky O. L.** ist gern bereit, gegen Einsendung von 90 Pfg. ein Exemplar in schwarz oder weiß portofrei zu versenden. Wiederverkäufer erhalten den üblichen Rabatt.

Dampfmolkerei Ellerthal E. G. zu Zwinge am Harz

liefert feinste Tafelbutter aus pasteurisierter Vollmilch zu Tagespreisen, d. h. 5 Pfennig über den Hamburger **Großhandelspreis** für feinste Butter,

laufende Woche 117 Pfennig

Bei regelmäßiger Abnahme das ganze Jahr 120 Pf. Packetporto extra; Verpackung und Nachnahmegebühr unberechnet.

Chr. Hohnhold, Bremen Cig.-Fabrik

offeriert seine **vorzüglichen Cigarren.** Spezialität: feine, **milde, gut bekömmliche,** wenig Nicotin enthaltende Cigarren. Billige Preise, Franco-Lieferung von 500 Stück an. Preisliste auf Wunsch gratis.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Soeben erscheint:

Theologische Wissenschaft

und

kirchliche Bedürfnisse

Ein erweiterter Vortrag

von

Arnold Meyer
Professor in Bonn

8. **1903.** M. 1.80

(Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte. 31.)

Vorwort

Die nachfolgenden Ausführungen entstammen einem Vortrage, den ich Ende November v. J. vor einem Kreis von Freunden der „Christlichen Welt" und des „Evangelischen Gemeindeblattes für Rheinland und Westfalen" auf deren Wunsch in Duisburg gehalten habe. In der Versammlung waren Pfarrer, Gymnasiallehrer und auch einige Damen anwesend; dadurch war Gedankengang und Ton des Vortrages bestimmt. Die lebhafte Besprechung, die sich an ihn anschloss, so mancherlei Fragen und Klagen, die zur Zeit in unseren Gegenden die Gemüter bewegen, und der Wunsch, manchen Gedanken noch besser zu begründen und auszuführen, führten zu einer Umarbeitung und Erweiterung, die ich hiermit den damaligen Hörern, gleichgesinnten Freunden nah und fern und auch Andersdenkenden zur Erwägung vorlege.

Pension Friedland
Lauffen am Neckar
Haushaltungspensionat für junge Mädchen; sehr empfohlen. Eintritt jederzeit.
Prospekte zu Diensten

Dr. J. Benzinger in **Cairo,**
vorm.
Palmer, Kappus & Cie.

Orient-Reisen.

Frühjahrsreisen nach Aegypten, Palästina, Griechenland, Türkei, Nilreisen.

Abfahrten der **Gesellschafts-Reisen** am 5., 12., 19. u. 26. **Februar,** 5., 12 19. u. 26. **März** u. 12. **April** 1903. **Reisedauer 19** bis **82 Tage.** Preise M. **690—3900** je nach Umfang der Reise. Für **Einzelreisende** vollständiges System von zusammenstellbaren Rund-Reisescheinen, auch für Landaufenthalt, Führer, Besichtigungen etc.

Ausführliche illustr. Programme kostenfrei durch die General-Vertretung
A. Klett, Hirschstr. 30, Stuttgart.

Bücher liefern und kaufen
Krüger & Co., Leipzig
Antiquar-Kat.: Theol., Philos., Pädag., Hausmittel, Geschenklitt. **kostenfrei.**

Zimmersche Anstalten.
Prof. D. Dr. Zimmer — Berlin-Zehlendorf

I. **Ev. Töchterheime,** wissenschaftliche Pensionate mit hauswirtschaftlicher oder pädagogischer Fachausbildung in Cassel, Wilhelmshöhe, Graz. [in Bonn.
II. **Ev. Lehrerinnenseminar** mit Internat
III. **Heilerziehungsheim,** Pensionat für nervöse j. Mädchen (Erziehung, Unterricht, fachärztliche Aufsicht) in Berlin-Zehlendorf.
IV. **Krampfkrankenheim Weisses Haus** für epileptische ꝛc. Frauen u. Kinder (Kur, Pflege und Erziehung) in Berlin-Zehlendorf.
V. **Sanatorium Heimathaus** für weibliche Nervenleidende in Berlin-Zehlendorf.

PIANOS von ℳ 350.— an.
Harmoniums von ℳ 80.— an.
Höchster Rabatt, kleinste Raten. Freie Probelieferung. 10jährige Garantie. Pianos und Harmon. zu vermieten; bei Kauf Abzug der Miete. Illustr. Kataloge gratis-frko.
Wilh. Rudolph, Giessen.

Dr. med. Lindtners Sanatorium

„Finkenwalde" bei Stettin
(Naturheilanstalt)
Herrliche geschützte Waldlage. Vorzügliche Erfolge
Prospekte frei

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein
Auf Gegenseitigkeit. **Stuttgart.** Mit Aktiengarantie.
Gesamtreserven über 27 Millionen Mark
Gesamtversicherungsstand: 470000 Versicherungen über 2900000 Personen. Monatlicher Zugang über 7000 Mitglieder.
Der Stuttgarter Verein gewährt
zu billigen Prämien u. günstigen Bedingungen
Militärdienst-, Brautaussteuer u. Arbeiter-Spar-Versicherung,
sowie
Lebens-Versicherung
in Höhe von 300—100000 Mark.
Zum Abschluß von Versicherungen werden allerorts
Mitarbeiter aus allen Ständen
angenommen und bei berufsmäßiger Thätigkeit dauernd gegen feste Bezüge angestellt.
Prospekte und Versicherungsbedingungen kosten- und portofrei

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen u. Leipzig

Kurzes Bibelwörterbuch

Unter Mitarbeit von **G. Beer,** Professor in Strassburg, **H. J. Holtzmann,** Professor in Strassburg, **E. Kautzsch,** Professor in Halle, **C. Siegfried,** Professor in Jena, † **A. Socin,** Professor in Leipzig, **A. Wiedemann,** Professor in Bonn, **H. Zimmern,** Professor in Leipzig, herausgegeben von **H. Guthe,** Professor in Leipzig. Mit 4 Beigaben, 2 Karten u. 215 Abbildungen im Text. Lex. 8. **1903.** M. 10.50. In Halbfranz geb. M. 12.80.

„. . . . . Ein in jeder Beziehung ganz vortreffliches Werk liegt hier vor. Jedem unserer Leser, auch den Lehrern sei es auf das wärmste empfohlen. In kurzer Zeit wird sich das Buch als unentbehrlich erweisen. Wir verstehen kaum, wie es dem Verleger möglich gewesen ist, das geradezu glänzend ausgestattete Buch mit seinen reichlichen Illustrationen für den billigen Preis zu liefern. 768 Seiten gross Oktav! Die mannigfachen Abkürzungen sind bei der ersten Lektüre zunächst etwas störend, doch gewöhnt man sich schnell daran, und wir nehmen sie gerne in den Kauf, weil nur auf diese Weise auf 48 Bogen soviel Stoff gegeben werden konnte. . . . . ."

Schleswig-Holsteinisches Kirchenblatt.
Nr. 6. 8. Februar 1903.

„Dieses Wörterbuch zur Bibel erscheint gerade rechtzeitig um die theologische Geschenklitteratur aufs Beste zu bereichern. Die Artikel sind knapp und klar abgefasst. Ueber jeden Namen, über jeden Ort und über jede Einrichtung findet man eine treffliche Orientierung. 2 Karten und 215 Abbildungen im Text dienen der Veranschaulichung. Wertvoll sind besonders die kleinen Karten und die Pläne der Städte. Die Stichprobe ist ein wahrer Genuss. Der Preis ist im Verhältnis zum Inhalt und zum Umfang des Buches (es zählt 768 Seiten) äusserst bescheiden. Zum Geschenk an Studenten und Pastoren sei das Werk warm empfohlen."

Evangelisch-prot. Kirchenbote f. Elsass-Lothringen.
1902. Nr. 51.

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg